FRANK*ly*

Pow Wow 1988

Minorities, Conservatism, and Design

Nummer 3, April 1989

Der Newsletter des Fulbright Alumni e.V.

Schon wieder ein Frank*ly*

Dieser Frankly steht ganz im Zeichen des 2. Fulbright Alumni Pow Wow am 1. und 2. Juli 1988 in Frankfurt am Main. Er ist zum größten Teil den auf dem Messegelände gehaltenen Vorträgen gewidmet.

Das Pow Wow ist das größte überregionale Treffen der ehemaligen Fulbright Stipendiaten und soll eine Veranstaltung sein, bei der alle Aspekte der deutsch-amerikanischen Beziehungen beleuchtet werden. Der Webster definiert den Begriff 'Pow Wow' als aus dem Indianischen kommend "1. a conference of or with North American Indians. 2. in Colloquial English: any conference".

Es gab Vorträge aus Politik, Wirtschaft und Kultur, die Zündstoff für lebhafte Diskussionen boten. Wie der Name Frankly schon sagt, geht es im Newsletter denn auch darum, frank und frei zu berichten, das heißt, kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Die Beiträge in dieser Ausgabe bleiben dem auch nichts schuldig. Bei vollem Respekt vor der Meinung des anderen ist ein Meinungsstreit jedoch nicht auszuschließen. Nichtsdestotrotz weisen wir darauf hin, daß die Artikel nicht in jedem Fall die Meinung des Vereins wiedergeben.

Auf einen Beitrag müssen wir bis auf weiteres leider verzichten. Carl Johnston hat Deutschland wieder verlassen, so daß sein Vortrag "America's Silver Age - Is it a Threat to Germany and the New Europe?" hier nicht veröffentlicht werden kann. Aber - der aufmerksame Leser wird es schnell merken - der Frankly erweitert sein Angebot: Er soll ein Forum für eigene Ideen und Erlebnisse sein, die Kommunikation und den Austausch untereinander fördern. Den Anfang machen die Berichte von Babette Behagel über ihr Praktikum in Hong Kong und von Johannes Müller über den Kontakt Klub in Frankfurt-Höchst. Des weiteren ist die Rubrik 'Leserbriefe' sowie 'Stellengesuche' geplant, letztere für Fulbrighter und deren Angehörige kostenlos und selbstverständlich mit Chiffre.

Wie allgemein bekannt sein dürfte, ist der Fulbright Alumni e.V. als gemeinnützig anerkannt. Er finanziert sich nur durch Mitgliedsbeiträge und Spenden. Alle Mitglieder, die in irgendeiner Form für den Verein tätig sind, tun dies ehrenamtlich. Bis spät in die Nacht hinein werden Manuskripte redigiert, Texte eingegeben, Tagungen geplant und auch dann in die Tat umsetzt. Allen Mitstreitern sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt.

Um nur einen kleinen Einblick in unsere Arbeit zu geben: Zum letzten Pow Wow wurden 2.700 Einladungen verschickt, nämlich an alle Fulbright Stipendiaten der Jahrgänge 77 bis 87. Alle Briefe wurden hier in Frankfurt couvertiert, mit den entsprechenden Stempeln versehen und von Hand frankiert. Natürlich waren viele der Stipendiaten nicht mehr unter der alten Adresse erreichbar. Etwa die Hälfte der Briefe ist als 'unzustellbar' zurückgekommen. Aber es hat sich insofern gelohnt, als wir nun wissen, wer in Zukunft nicht mehr angeschrieben werden muß. Um die älteren Alumni auf uns aufmerksam zu machen, was auch ein wesentlicher Punkt unserer Aktivitäten sein sollte, muß man andere Wege gehen. Dazu das nächste Mal mehr.

So, und nun viel Spaß beim 'food for thought'.

Antje Hildebrandt

Wer sind und was wollen die Fulbright Alumni ?

Der Fulbright Alumni e.V. wurde am 24. Januar 1986 in Frankfurt am Main gegründet. Bei dieser ersten Versammlung waren 16 ehemalige Fulbright-Stipendiaten anwesend. Im Sommer 1986 erfolgte die Anerkennung der Gemeinnützigkeit und die Eintragung im Vereinsregister.

Seitdem ging es stürmisch aufwärts: Anfang April 1989 belief sich die Mitgliederzahl auf knapp 500. Das große Interesse unter den ehemaligen Fulbright-Stipendiaten zeigt, daß die Idee einer deutschen Fulbright Alumni Association längst überfällig war.

Zweck des Vereins ist die Förderung des im Fulbright-Abkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika angestrebten Zieles der Völkerverständigung.

Zur Verwirklichung des Satzungszwecks kann der Verein

a) die Fulbright-Kommission in der Bundesrepublik und in anderen, insbesondere europäischen Nachbarländern bei ihrer Arbeit unterstützen, soweit ein entsprechender Wunsch an den Verein herangetragen wird;

b) freundschaftliche Beziehungen ehemaliger Teilnehmer am Fulbright Programm fördern;

c) Aufgaben wahrnehmen, die zwar im Rahmen der Zielsetzung des Fulbright-Austauschprogramms förderungswürdig sind, aber mit den Haushaltsmitteln der deutschen Fulbright-Kommission nicht gefördert werden können;

d) aufgrund der Erfahrungen seiner Mitglieder im akademischen Austausch mit den Vereinigten Staaten von Amerika neue Förderungsschwerpunkte vorschlagen, am akademischen Austausch interessierte Personen beraten und Gastfreundschaft für ausländische Studenten in der Bundesrepublik fördern;

e) allgemein Tätigkeiten wahrnehmen, die geeignet sind, den Gedanken der Völkerverständigung durch kulturellen Austausch zu fördern.

Ordentliches Mitglied kann jeder deutsche und ausländische ehemalige Teilnehmer am Fulbright-Austauschprogramm und an akademischen Austauschprogrammen anderer Mittlerorganisationen werden. Außerordentliches Mitglied kann jede andere natürliche oder juristische Person werden.

Interessenten erhalten auf Wunsch ein ausführliches Informationsblatt über den Verein und seine Ziele sowie die Satzung. Ein Aufnahmeantrag findet sich am Ende dieses FRANK*ly*.

Fakten, Termine, Kontaktadressen

und was man sonst noch in sein Notizbuch schreiben sollte

Stammtische

Berlin: jeden 1. Montag im Monat um 20:00 Uhr in der Weinstube "Knipperle", Barbarossastr. 39 (Ecke Landshuterstaße) in Berlin 30.

Hamburg: jeden 1. Donnerstag im Monat um 20:00 Uhr in der Weinstube "Lehmitz", Faberstraße, Hamburg-Elmsbüttel.

Hannover: Bitte bei Renate Hach erfragen, Tel.0551/42478.

Bochum: in geraden Monaten am 3. Freitag im Monat in "Le Clochard", Am Buscheyplatz (Nähe Uni) in Bochum. Weitere Informationen bei Karl-Walter Florin, Tel. 0234/705859

Köln / Bonn: jeden 4. Mittwoch im Monat, in ungeraden Monaten in Bonn im "Hoppegarten", Jagdweg 16, und in geraden Monaten im "Kyffhäuserkeller", Kyffhäuserstr. 47 in Köln.

Aachen: Bitte bei Matthias Stecher erfragen, Tel. 0241/ 154770 oder 803914.

Frankfurt: Jeden 1. Donnerstag im Monat um 20.00 Uhr. Weitere Informationen bitte bei Antje Hildebrandt erfragen, Tel. 069/620221.

Stuttgart: jeden 2. Freitag im Monat, in ungeraden Monaten in der "Marquardtei" in Tübingen, in geraden Monaten im "Künstlercafé bei Jan" im Haus des Künstlerbundes am Stuttgarter Schloßplatz.

München: jeden letzten Dienstag im Monat um 19.00 Uhr im Hofbräukeller in der Inneren Wiener Straße, München-Haidhausen.

Termine

Für das Jahr 1989 und 1990 sind folgende Veranstaltungen vorgesehen (bitte vormerken!):

24./25. Juni 1989: 3. Fulbright Alumni Pow Wow in Stuttgart (siehe S. 5).

21./22. Oktober 1989: 4. Fulbright Alumni Returnee Meeting mit Jahreshauptversammlung 1989 in Hamburg.

21./22. April 1990: 3. Fulbright Alumni Fachtagung. Diesmal Architektur. Ort: Darmstadt Orangerie. Interessierte Alumni wenden sich bitte an Petra Schuck, Tel. 06151/43138.

23./24. Juni 1990: 4. Fulbright Alumni Pow Wow (siehe S. 7).

Fulbright Regional

Über Aktivitäten des Fulbright Alumni e.V. in den einzelnen Regionen der Bundesrepublik geben folgende Mitglieder gerne Auskunft:

PLZ 1000	Dagmar Hovestädt	030/6936376
PLZ 2...	Antje Fassbender	040/41171-276, 441061
PLZ 3...	Renate Hach	0511/42478
PLZ 4...	Karl-Walter Florin	0234/705859
PLZ 5...	Sabine Dietrich	0228/657762
PLZ 6...	Antje Hildebrandt	069/620221
PLZ 7...	Erich Benesch	07071/600585
PLZ 8...	Joachim Wahlich	08106/33069

Zum Verein

Vorstand

Antje Hildebrandt	1. Vorsitzende
Dr. Jürgen Mulert	2. Vorsitzender
Johannes Müller	Schatzmeister
Sabine Dietrich	Schriftführerin

Beiräte

Heiko Engelkes	Chefredakteur von ARD aktuell (und selbst Fulbright Alumnus)
Thomas F. Johnson	bis Juli 1988 Leiter der Kultur- und Presseabteilung des amerikanischen Generalkonsulats in Frankfurt
Berndt von Staden	Staatssekretär a.D.; u.a. ehemaliger Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Washington
Hans-Burkhardt Steck	Rechtsanwalt

Beisitzer

Hans-Ulrich Bauer	EDV
Sidrid Böhler	Pow Wow 1990
Winfried Damm	Pressekontakte
Sigrid Herr	Tagungsorganisation
Juliane Kronen	Pow Wow 1990
Brigitta Krüger	Pow Wow 1990
Petra Lahmann	Tagungsorganisation
Alfred Polczyk	Pow Wow 1989
Petra Schuck	Architekturfachtagung
Oliver Steinmetz	Pow Wow 1989
Bernd Wagner	EDV, Publikationen

Kassenprüfer

Olaf Keese
Volker Sach

Fulbright Alumni Regional

Alle Aktivitäten im kurzen Überblick

München

Die Regional-Fulbrighter Süd beginnen sich zu etablieren. In regelmäßigen Abständen, nämlich am jeweils letzten Dienstag eines jeden Monats, treffen sich mittlerweile eine konstant bleibende Menge Menschen allerlei Geschlechts im "Stützpunkt" Hofbräukeller, Innere Wiener Strasse, München-Haidhausen.

Die Gruppenstärke liegt etwa bei 10 bis 14 "Mitspielern", vereinzelt sind's auch mehr. Da bleibt dann auch jemand zum Auswechseln oder als Verstärkung auf der Reservebank bei etwaigen Verletzungen im Verlauf hitziger oder gar kontroverser Gesprächsrunden.

Sturmstarke Spieler haben sich im Angriffsfeld postiert und greifen flügelstark gestellte Themen zur Tagespolitik, Kultur, oder ganz einfachen Gruppengesprächen an. Mittlerweile haben wir auch festgestellt, daß wir außer ehemaligen Fulbrightern auch noch ganz normale Menschen mit Berufen sind! Wir kennen uns schon ganz in- und auswendig, doch was der einzelne Verteidiger im Mittelfeld da hinten so beruflich treibt, das werden wir demnächst ergründen.

Nach der Halbzeit unseres Stammtisches - beim vergangenen Treffen - wurde gepunktet. Laufend Treffer ins Entscheidungstor!! Und wie da reingehau'n wurde! Mein lieber Schwan!

Beim "Ratschen" ... auf boarisch hoaßt dös Schmatz'n ... stellte sich heraus, daß eine unserer Kolleginnen sehr viele interessante Reisen ins ausländische Ausland nach Ost und West und auch noch nach Süden (noch viel weiter als manche sich vielleicht München vorstellen) wenn nicht sogar nach Norden. Diese nette Dame, Christine ihr Name, erklärte sich nach kurzem aber heftigen Drängen bereit, einen Reisebericht über - und jetzt Achtung - Russland zu halten. Schöner Kontrast zu USA, nicht? Im Zeichen von Perestroika und Glasnost eine interessante Sache. Der genaue Termin steht noch nicht fest, ist aber beim Regionalbüro Süd telefonisch ab Ende April zu erfragen.

Und dann...?

Der bunte Reigen an Veranstaltungen wird am 4. April 1989 mit zwei interessanten Berufsbildern begonnen. Die Coaches unserer Mannschaft haben einen gewissen Dr. Helmut B. und den "großen" Axel B. ins Rennen geschickt. Wer mehr über aktuelle Berufsbilder der Fulbrighter in München wissen will, kann bei Heimspielen jeweils am Stammtisch im Hofbräukeller mehr erfahren. Trotz Schneemangels sind im Süden sogar Skifahrten organisiert worden! Wieder hat sich Christine stark ins Zeug gelegt und mit einem sauberen Paß zu Axel geflankt und ins Tor der Sportler getroffen. Solche Aktivitäten werden gelegentlich im Sommer wiederholt, wenn auch nicht im Schnee, so doch auf dem Radl.

Auf ein baldiges Neues und auf viele neue/alte Gesichter beim Stammtisch freut sich

Joachim Wahlich

Frankfurt

Man geht ahnungslos in den Künstlerkeller, freut sich auf die Knoblauch-Spaghetti und den Wein - und schon kommt jemand mit drei großen Plastiktüten voller Fotokopien, Briefumschläge, Etiketten und Briefmarken. Minuten später ist der ganze Tisch mit Papieren bedeckt, 20 Leute falten im Akkord die Formulare, stecken sie in die Umschläge, der Kellner steht fassungslos mit den Spaghetti daneben. Man setzt sich zum Essen kurz an den Nebentisch.

Das war die sehr unkonventionelle Versandaktion zur Regensburger Historiker-Tagung. Sie dauerte dank der guten Vorarbeit der "Architektur-Organisatoren" und der willigen Mitarbeit aller (denn niemand hatte die Wahl) gerade eine Stunde. So waren wir zum ersten Treff in der neuen Kneipe schon richtig eingeführt.

Und damit sind wir beim wichtigsten Ereignis unserer Stammtischrunde, nämlich der Suche nach einer neuen Lokalität. Diese gestaltete sich als konzertierte Aktion im Rahmen eines "bar hopping". Wir testeten u.a. den Medius Keller, den Aufschwung, die Insel zur Germania, das Café Gegenwart, den Horizont, und entschieden uns dann - nomen est omen - für den Künstlerkeller. Unsere Zufriedenheit währte nur zwei kurze Monate. Ab Juni werden wir uns leider wieder etwas neues suchen müssen, denn der Keller öffnet im Sommer erst um 21.00 Uhr. Näheres erfährt man dann bei Antje Hildebrandt, Tel. 069/620221.

Aber wir amüsieren uns nicht nur, wir arbeiten auch in Frankfurt. Etwa einmal im Monat trifft sich der Vorstand mit den Beisitzern und einigen Interessierten im "Headquarter" zum Frühstück. Manchmal auch Samstag nachmittag, damit die werktätigen Singles noch in Ruhe ihre Einkäufe erledigen können. Gäste sind dabei immer willkommmen!

Unabhängig davon gibt es viele Freiwillige, die den Computer mit allen notwendigen Daten versorgen und ihn somit einsatzbereit halten. Ihnen sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Außerdem sieht man sich hin und wieder im Amerika Haus, etwa morgens zwischen 6 und 9 zur Wahlparty bei Kaffee und Donuts (das allerdings nur einmal bisher; Ihr werdet´s schon erraten - am 9. November 88 war´s).

Ansonsten werden Studenten beraten und auf ihren Auslandsaufenthalt vorbereitet, und zwar sowohl die, die sich aufgrund von Zeitungsberichten oder auf Empfehlung des Akademischen Auslandsamtes privat an uns wenden, als auch in Zusammenarbeit mit dem Amerika Haus und der deutsch-amerikanischen Gesellschaft. Wir beantworten Fragen zukünftiger Stipendiaten (wer studierte was, wann, wo) und stellen die Kontakte zu den ehemaligen her.

So, das war's für heute. Im Mai sehen wir uns noch einmal im Künstlerkeller, und falls Ihr Anfang Juni noch kein Rundschreiben erhalten habt - ruft vorher mal an.

Antje Hildebrandt

Ruhrgebiet-Westfalen

Um an meine kurze Nachricht aus dem letzten Frankly anzuknüpfen: Wir sind aus den Startlöchern herausgekommen und laufen, zwar noch etwas schlapp, aber zweifelsohne trainieren wir hart! Im Oktober, Dezember und Februar haben wir uns getroffen. Offensichtlich besitzt dabei Bochum als Treffpunkt (obwohl sehr zentral!!), weniger Anziehungskraft als zum Beispiel Münster; dorthin hatten sich vor Weihnachten immerhin auch Mitglieder aus Bielefeld und Gütersloh "verirrt". Ansonsten ist es eine kleine Gruppe von "Aktivisten" aus Bochum und Münster. Unsere bisherigen Treffen hatten eher informellen Charakter, waren somit zum Kennenlernen.Allerdings kamen wir nicht umhin, uns den einen oder anderen Gedanken zu machen. So habe ich zu unserem Apriltreffen am 14.04.89 die amerikanischen Fulbrighter, die in Bochum studieren, eingeladen; die Adressen hatte ich über ein Vereinsmitglied bekommen, das zufällig beim gemeinsamen Joggen eine Fulbrighterin aus den USA kennengelernt hatte.

Vor kurzem habe ich einen Vorstoß in Richtung Auslandsamt der Uni Bochum unternommen. Die Dame, die dort sehr viel für ausländische Stipendiaten tut und die ich auch sehr schätze, hat mir nichtsdestoweniger eine Abfuhr erteilt . Allerdings machte sie auf einen Aspekt aufmerksam, der sicher bedenkenswert ist, der aber erst einmal diskutiert werden sollte. Sie meinte, wenn wir uns an den Hochschulen für Stipendiaten einsetzen wollten, sollten wir uns zunächst offiziell als Hochschulgruppe (mit Satzung) beim Rektor registrieren lassen; dadurch würden wir dann auch im Vorlesungsverzeichnis erscheinen. Allerdings habe ich dabei noch Probleme: Erstens weiß ich noch nicht, wie die Prozedur einer solchen Registratur aussieht und welche Konsequenzen sie hat. Zweitens ist es ja noch nicht damit getan, daß irgendwo eine Gruppe registriert ist. Ich denke, das müßte abgestimmt sein und als konzertierte Aktion stattfinden.

Unser Juni Treffen soll am 16.06.89 in Bochum stattfinden. Allerdings planen wir noch! Aus Münster kam die Anregung, uns am 17.06.89 dort zu treffen und eine Radwanderung zu unternehmen. Sollten wir das auf die Reihe bekommen, erfolgt ein Rundschreiben.

Karl Walter Florin

Aachen

Aus dem Organisationskommitee des Returnee Meeting 1988 ist inzwischen das Local Chapter Aachen geworden, ein kleines Chapter, mit ungefähr 10 aktiven Fulbrightern.

Die monatlichen Treffen fanden bisher im "Labyrinth", einer typischen Aachener Studentenkneipe mit griechischer Küche statt. Jetzt wird eine Neuerung ausprobiert, indem wir uns reihum bei den Leuten treffen wollen, die ausreichend Platz haben. Vorwiegend ist Stammtisch angesagt.. Das akademische Auslandsamt hat zugesagt, Einladungen von uns an die Handvoll Amerikaner weiterzuleiten, die in Aachen studieren. Am 27. Mai ist ein Treffen mit den belgischen Fulbrightern geplant, die den Amerikanern und uns Antwerpen zeigen möchten. Auch von einem Casino-Besuch war die Rede; daran hat auch die Kölner Seite Interesse gezeigt. Für die Fulbright Bewerber wird es eine Informationsveranstaltung geben. Außerdem ist in diesem Zusammenhang geplant, daß zwei Fulbrighter an dem Auswahlverfahren der TH Aachen teilnehmen.

Birgitta Krüger

Hamburg

Neben den monatlichen Stammtischrunden trafen sich die Alumni aus dem Hamburger Raum zu zwei Sonderveranstaltungen.

Im Oktober besuchten wir das amerikanische Generalkonsulat in Hamburg. Generalkonsul J. Whitlock und Konsul R. Frisbie führten uns durch das Gebäude und informierten über die verschiedenen Aufgabenbereiche des Konsulats. Mr. Whitlock war an der Arbeit der Alumnigruppe sehr interessiert und versprach, die Mitglieder auch zu anderen Veranstaltungen einzuladen.

Im November organisierten wir einen Vortrag von Dr. Thöne, Führungsakademie der Bundeswehr, der zu amerikanisch-europäischen Beziehungen und Sicherheitsinteressen unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Regierungssysteme Stellung nahm.

Am 26. April ist ein Vortrag mit Fulbright Gastprofessor Roger Daniels von der University of Cincinnati zu dem Thema: "Historic and Contemporary Immigration" geplant (20 Uhr, bei C. Roth, Badestr. 1, 2000 Hamburg 13).

Da wir beabsichtigen, das diesjährige Returnee Meeting und die Jahreshauptversammlung in Hamburg abzuhalten, beschäftigen wir uns seit einigen Wochen mit den erforderlichen Vorbereitungen. Zur weiteren Planung werden wir uns im April zum zweiten Mal mit Heiko Engelkes (Chefredakteur ARD Aktuell und Beirat des Alumni e.V.) treffen.

Bei weiteren Fragen wendet Euch bitte an Antje Fassbender, Amerika Haus Hamburg, Tesdorpfstr. 1, 2000 Hamburg 13, Tel.: 41171-276.

Antje Fassbender

Berlin

Nach wie vor floriert das Vereinsleben der Regionalgruppe Berlin. Jeden ersten Montag im Monat treffen sich ab 20 Uhr in der Weinstube "Knipperle" (Barbarossastraße 39/Ecke Landshuter Straße) in Berlin-Schöneberg 10-15 Ehemalige. Gemeinsame Kinobesuche von Filmen in englischer Originalversion werden ebenso arrangiert wie gemeinsame Essen, so zum Beispiel ein Thanksgiving Dinner.

Um den reichen Erfahrungsschatz der Alumni für die Nachwelt nutzbar zu machen, sind in Zusammenarbeit mit den Auslandsämtern der Freien und Technischen Universität zwei Veranstaltungen geplant. Im Juli soll eine Farewell Party für die nach den USA abreisenden Fulbright- und Direktaustauschstudenten stattfinden. Gleichzeitig soll den heimkehrenden Amerikanern ein würdiger Abschied geboten werden. Für September oder Oktober ist geplant, den aus den USA zurückkehrenden Berlinern und den neuen amerikanischen Austauschstudenten gleich einen kräftigen Kulturschock in Form einer Willkommensfeier zu bereiten. Wir hoffen, daß beide Veranstaltungen wie schon im letzten Jahr wieder im Clubhaus der FU stattfinden können. Auf jeden Fall wollen wir die Gelegenheit nutzen und den Austauschstudenten diesseits und jenseits des Atlantiks mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Werner Schmidt

Stuttgart

Die Stuttgarter Gruppe ist relativ gut organisiert, dank der unermüdlichen Arbeit von Erich Benesch. Vor kurzem hatten wir 20 Leute an einem Abend zusammen. Wann und wo wir uns treffen: siehe unten!

Wir freuen uns sehr, daß das Pow Wow '89 am 24.-25.6.89 bei uns stattfinden wird, wenn wir auch noch feuchte Hände haben, was die Details der Organisation angeht.

Der Rahmen für die Veranstaltung steht bereits fest: Es wird das architektonisch ausgefallene Züblin-Haus sein. Kurzbeschreibung: ein 8 Stockwerke hohes, 40 Meter langes Glashaus zwischen zwei 7 Stockwerke hohen Bürogebäuden. Eine tolle Sache im Sommer!

Als prominenteste Rednerin hat die Präsidentin des Deutschen Bundestages Rita Süßmuth zugesagt! Am Samstag laden das Land Baden-Württemberg und die Stadt Stuttgart zum Empfang im Marmorsaal des Neuen Schlosses! Heilix Blächle!, übersetzt: Awesome, Outrageous! Außerdem: Klaviermusik live von unserem Mitglied Martin Drechsler, ein Preis für das beste USA-Dia (bringt Eure besten 5 mit!), Schwoof (Disco, Disc-Jockeys gesucht!), Hocketse (Chatting), wholesome Suabian Cuisine: Spätzle, Mouldascha, und was dergleichen Seltsamkeiten mehr sind...

Am Sonntag stellen wir uns nach Rita Süßmuths Rede einen Brunch mit Kammermusik vor. Wer dazu musikalisch beitragen kann - möglichst kostenlos - bitte melden! How about a little Mozart jam session?? Also: Wir sehen uns in Stuttgart am 24. Juni!

Erich Benesch, Sigrid Böhler, Oliver Steinmetz, Udo Zindel

Köln-Bonn

Kurz nach der Mitgliederversammlung in Aachen tagten auch die Köln-Bonner, und zwar bei der Nikolaus-Regionaltreffen-Vollversammlung in Köln. Die Beteiligung war erfreulich hoch, es strömten die "Massen" (immerhin mehr als 20 Leute), darunter viele neue Gesichter. Während des Abends galt es zu klären, wie die Gruppentreffen in Zukunft gestaltet werden sollen, ob eher Aktionen oder "easy going" gefragt ist. Mit großer Mehrheit entschied sich die Gruppe für letzteres, bevorzugt also Klönen und Diskutieren im gemütlichen Rahmen.

Damit können wir zum ersten Mal regelmäßige, planbare meetings für 1989 anbieten, und zwar an jedem vierten Mittwoch im Monat um 20.00 Uhr, abwechselnd in Bonn (in ungeraden Monaten) im "Hoppegarten", Jagdweg 16, und in Köln (in geraden Monaten) im "Kyffhäuserkeller", Kyffhäuser Str. 47).

Auf der bewußten "Nikolaus-Veranstaltung" wurde auch die Neugründung einer eigenen Aachener Regionalgruppe offiziell. Wir bedauern Euren Abschied und wünschen Euch einen guten Beginn!

Der Fulbrighter Stefan Schaub verschaffte uns die Möglichkeit, an Veranstaltungen der Deutsch-Amerikanischen Juristenvereinigung e.V. (DAJV) teilzunehmen. Die Einladungen werden in Zukunft an die regionalen Kontaktgruppen-Koordinatoren versandt.

Sabine Dietrich

Aachener Returnee Meeting 1988

Es war einst ein Meeting in Aachen.
Was gibt es darüber zu saachen?
Das Wetter war schlecht,
die Vorträge recht.
Wie schön, wenn wir uns all' vertraachen!

Große Mühe hat sich das local chapter Aachen letztes Jahr mit dem alljährlich stattfindenden "Returnee Meeting" gegeben. Ein wohl durchdachtes Rahmenprogramm erwartete die von weither gereisten Tagungsteilnehmer am Samstag, den 19. November.

Den Anfang machte die Begrüßung durch Herrn Bürgermeister Dr. Linden im Rathaus. Zukünftige Ritter wider den Tierischen Ernst kamen hier voll auf ihre Kosten! Den tatsächlichen Ernst der Lage auf diesem Planeten konnte uns sehr überzeugend Prof. Dr. Joachim Treusch, Vorstandsmitglied der Kernforschungsanlage Jülich, in seinem Vortrag "Physics in the Future " vermitteln. Aus Brüssel war der Botschafter der Bundesrepublik bei den Europäischen Gemeinschaften, Dr. Werner Ungerer, angereist, um uns den Binnenmarkt, wie er für 1992 vorgesehen ist, ein wenig näher zu bringen.

Das eigentliche Herzstück eines jeden Returnee Meetings, nämlich die Gelegenheit, den "reverse culture shock" anzusprechen und, soweit innerhalb einer Tagung möglich, auch aufzuarbeiten, wurde mit viel Einsatz von Karin Hirsch gestaltet, kam aber leider aus Zeitgründen etwas zu kurz. Entsprechende Lehren für die Zukunft sind daraus schon gezogen worden.

Der Sonntag, der 20. November 1988, war der Jahreshauptversammlung vorbehalten. Nach dem Bericht des Vorstandes, dem Kassenbericht und dem Bericht der Kassenprüfer sowie der Aussprache und Entlastung des Vorstandes wurde der alte Vorstand in seinem Amt bestätigt:.

Außerdem vergab die Mitgliederversammlung die nächsten Großereignisse an die Regionalgruppen Stuttgart (Pow Wow 1989) und Hamburg (Returnee Meeting 1989). Zudem wurden Möglichkeiten über eine Intensivierung der Aktivitäten der local chapters sowie zur Erschließung neuer Finanzquellen für den Verein diskutiert.

Am Schluß der ereignisreichen Aachener Tage wurde dem dortigen Organisationskommittee nochmals der Dank von Vorstand und Mitgliedern für die gelungene Ausrichtung der Veranstaltung ausgesprochen. Das Returnee Meeting 1988 hat gezeigt, daß selbst bei nur geringer manpower durch vorbildlichen Einsatz Großes auf die Beine gestellt werden kann.

Jürgen Mulert und Johannes Müller

Erfreuliche Entwicklung des Spendenaufkommens

Karstadt AG und S.D. Fürst Thurn und Taxis im Fulbright Alumni Presidents' Club

Der Aufruf an die Zahlungsmoral der Mitglieder im letzten Frankly hat gewirkt: Viele Mitglieder haben ihren Mitgliedsbeitrag für das alte Jahr noch rechtzeitig vor dem 31. Dezember überwiesen, und auch im ersten Quartal 1989 haben schon weit mehr als die Hälfte der Mitglieder ihren Obulus an den Verein entrichtet.

Der Verein hat dadurch wieder an Handlungsfähigkeit gewonnen, nachdem Anfang Dezember 1988 unser Kontostand vorübergehend auf unter DM 1000,- gesunken war. Besonders hervorzuheben ist die Bereitschaft bei etwa zwei Dritteln der Mitglieder, über den Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 30,- hinaus dem Verein einen höheren Geldbetrag zukommen zu lassen, in einem Fall gar das Zehnfache des Mindestbeitrags.

Insgesamt 13 Vereinsmitglieder haben 1988 mehr als DM 100,- gespendet und sind dadurch Fulbright Alumni Patrons geworden. Noch erfreulicher ist, daß in den ersten drei Monaten des neuen Jahres schon an die 20 Mitglieder die 100 DM-Grenze überschritten haben; dies läßt für den weiteren Jahresverlauf auf zahlreiche weitere Fulbright Alumni Patrons und vielleicht sogar auf den ersten Fulbright Alumni Associate hoffen.

Zu besonderem Dank verpflichtet ist der Fulbright Alumni e.V. der Karstadt AG sowie S.D. Johannes Fürst Thurn und Taxis. Die Karstadt AG stellte dem Verein DM 8500,- zur Anschaffung einer leistungsfähigen EDV-Ausrüstung zur Verfügung, die in diesen Tagen in Dienst gestellt wird. DM 3000,- wurden uns von S.D. Fürst Thurn und Taxis für unsere Regensburger Historiker-Tagung zugesagt. Beide Spender sind dadurch in den Fulbright Alumni Presidents' Club aufgerückt. In der Zwischenzeit wurden durch den Vorstand und einzelne Mitglieder weitere vielversprechende Kontakte zu potentiellen Spendern geknüpft.

Die Finanzierung des letzten Frankly konnte durch Anzeigen der Firmen Procter & Gamble und Hoechst AG gesichert werden. Bei der jetzt vorliegenden Ausgabe des Frankly konnte aus terminlichen Gründen eine Deckung der Druck- und Versandkosten durch Anzeigeneinnahmen leider nicht erreicht werden. Es ist jedoch beabsichtigt, durch den nächsten Frankly dieses Defizit wieder auszugleichen. Da es immer noch unser Ziel ist, den Frankly vierteljährlich erscheinen zu lassen, sind wir auf weitere Inserenten dringend angewiesen. Vielleicht gelingt es dem einen oder anderen Mitglied, Anzeigen für den Frankly zu akquirieren.

Noch eine eher "technische" Mitteilung zum Schluß: Einige der eingegangenen Mitgliedsbeiträge bzw. Spenden konnten keinem Mitglied zugeordnet werden, da die Absenderangabe auf der Überweisung entweder fehlte, unleserlich war oder - in einem Fall - gar lautete: Postgiroamt Berlin-West. Sollte etwa die Deutsche Bundespost heimlicher Sponsor des Fulbright Alumni e.V. geworden sein?

Johannes Müller

Fulbright Alumni Honor Roll of Contributions

In Anlehnung an unsere amerikanischen Alumni-Vorbilder werden seit dem letzten Jahr unsere zahlungskräftigen und -freudigen Mitglieder und Förderer besonders gewürdigt. Natürlich werden wir vor einer Veröffentlichung die Genehmigung der Spender einholen, was uns bis zur Drucklegung dieses Frankly leider nicht in allen Fällen gelungen ist. Die nachfolgende Liste mit den Namen der Förderer wird laufend aktualisiert und fortgeschrieben.

Vielleicht ist diese Art der Hervorhebung für den einen oder anderen auch eine Anregung, den Verein mehr als bisher zu unterstützen, zumal der Fulbright Alumni e.V. vom Finanzamt als gemeinnützig anerkannt worden und deshalb in der Lage ist, steuerabzugsfähige Spendenbescheinigungen auszustellen.

Folgende Unterteilungen für Spenden existieren:

Fulbright Alumni Patron	DM 100,- und mehr
Fulbright Alumni Associate	DM 500,- und mehr
Fulbright Alumni President's Club	DM 1000,- und mehr

1988 Fulbright Alumni Patrons

Bethmann Bank, Frankfurt
Sigrid A. Böhler, Herrenberg
Wolfgang Braun, Stuttgart
Karl-Walter Florin, Bochum
Dr. Walter Friedrichs, CH-Rüttenen
Ralf Erik Remshardt, USA-Santa Barbara, CA
Michael Schneider, USA-State College, PA
Christoph Schwab, USA-College Park, MD
Gerald Seider, Aachen
Dr. Jürgen Simon, Frankfurt
Oliver Steinmetz, Gerlingen
Beate Wießner, Trebur

1989 Fulbright Alumni Presidents' Club

Karstadt AG, Essen
S.D. Fürst Thurn und Taxis, Regensburg

1989 Fulbright Alumni Patrons

Franz Berger, St.Wolfgang
Ingrid Genau, Germering
Christian Georg Haas, Bad Duerrheim
Raimund Harrer, Wuppertal
Johannes Müller, Frankfurt
Roland Waubert de Puisseau, Gütersloh
Frank Rogalla, F-Asnières
Volker Sach, Frankfurt
Dr. Jürgen Simon, Frankfurt
Susanne Sinz, Wutöschingen
Andreas Starke, Hamburg
Oliver Steinmetz, Gerlingen
Bernhard Stricker, Bad Homburg
Christoph Wiese, Burgdorf

Die Französische Revolution aus amerikanischer und deutscher Sicht

Fachtagung des Fulbright Alumni e.V. in Regensburg vom 21. bis 23. April 1989

Aus Anlaß der 200. Wiederkehr des Beginns der Französischen Revolution von 1789 wird vom 21. bis 23. April 1989 an der Universität Regensburg eine Fachtagung des Fulbright Alumni e.V. zum Thema "Die Französische Revolution aus amerikanischer und deutscher Sicht" stattfinden.

Als Referenten sind amerikanische und deutsche Historiker eingeladen, die sich mit der genannten Thematik beschäftigt haben. Teilnehmen werden an dieser Tagung aber auch Wissenschaftler anderer Fachbereiche, Angehörige der Universität Regensburg und Fulbright Alumni aus den USA und der Bundesrepublik.

Die unterschiedliche Rezeption der Französischen Revolution in den USA und in Deutschland und die Umsetzung der von Frankreich ausgehenden Anstöße in beiden Nationen sind wesentliche Inhalte der Tagung. Gedacht ist dabei nicht nur an die Haltung der jeweiligen Führungsschichten, die Verarbeitung der Ideen und Ereignisse in der geistigen Welt, sondern auch - soweit es Deutschland betrifft - die Begegnung mit dem revolutionären Frankreich und die daraus resultierenden Veränderungen.

Ein fachübergreifender Ansatz ist durchaus gewollt. Das Ergebnis der Tagung wird im nächsten Frankly einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Und hier in Kurzfassung das Programm:

Am Freitag, den 21. April 1989, gibt Lektor Emmanuel Faure eine Einführung in die wesentlichen Ereignisse der Französischen Revolution.

Am Samstag, den 22. April spricht Dr. Jürgen Heideking vom Deutschen Historischen Institut, Washington, D.C. über "Die amerikanische Reaktion auf die Französische Revolution und die Ereignisse in Europa bis 1815". Prof. Charles Arnade von der University of South Florida, Tampa, wird Dr. Heidekings Vortrag kommentieren und um die südamerikanische Perspektive erweitern.

Privatdozent Dr. Horst Dippel von der GH Kassel stellt dann einen "Vergleich der Grundprinzipien des amerikanischen revolutionären Konstitutionalismus mit dem französischen" an. Am Nachmittag kommt Herr Prof. Dr. Günther Lottes zu Wort mit seinem Beitrag "Sansculotten und Demokraten: Zur Geschichte kleinbürgerlicher Protestbewegungen". Anschließend folgt der Vortrag von Herrn Dr. Franz Dumont, Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz über "Die Mainzer Republik".

Abgeschlossen werden die Vortragsveranstaltungen am Sonntag, den 23. April, mit dem Beitrag von Ingeborg Cleve, M.A., über "Die Französische Revolution und die Popularisierung der Kunst" im Gästehaus der Universität Sonntag nachmittag ist dem Kennenlernen der Stadt Regensburg und einer Besichtigung des Fürstlich Thurn und Taxisschen Schlosses vorbehalten.

Jürgen Mulert

Was das PowWow 1990 mit Adam und Eva zu tun hat

Noch bevor die Planung des PowWow 89 in die heiße Phase übergeht, ist das Pow-Wow 90 kein leerer Begriff mehr. Der Termin steht schon fest, es soll der 23./24. Juni 1990 sein. So wurde es auf der Vorstandssitzung am 22.1.1989 beschlossen.

Falls Ihr Euch wundert, warum wir schon so frühzeitig zu planen beginnen: Bei der Vorbereitung des diesjährigen PowWow haben wir die Erfahrung gemacht, daß gefragte Redner häufig schon sehr früh ausgebucht sind. Wer also an guten Vorträgen interessiert ist, sollte sich schon anderthalb Jahre vorher um die Redner bemühen.

Das Thema, das wir ins Auge gefaßt haben, ist so alt wie die Menschheit und so neu wie der Berliner Senat. Es geht um Männer und Frauen. Genauer gesagt, um die verschwimmenden Rollenbilder der Geschlechter in unserer Gesellschaft. Beispiele für Fragen, die wir diskutieren wollen, sind:

-Gibt es Unterschiede zwischen Männern und Frauen im Leistungsverhalten, in ihrer Motivation?
-Was ist 'männlicher', 'weiblicher' Führungsstil?
-Welche Erwartungen haben wir an uns selbst als Ernährerin der Familie, als treusorgender Vater?
- Wie reagieren die Gesellschaft, die Politik, die Wirtschaft auf sich wandelndes Rollenverhalten von Männern und Frauen?

Bei einer Analyse soll's nicht bleiben. Es gilt zu überlegen, wie's weitergehen soll mit Eva und Adam, Julia und Romeo, Deiner Chefin und Dir. Anhand eigener Erfahrungen können wir die amerikanische Gesellschaft mit der deutschen vergleichen. Dort litt "Mann" schon vor Jahren unter "reversed discrimination", hier wird gerade über eine Quotenregelung nachgedacht.

Die Vorbereitungen für das PowWow 90 sind in vollem Gange. Jetzt brauchen wir Vorschläge, welche Redner eingeladen werden sollen. Außerdem suchen wir noch ein zugkräftiges Motto. Wer Interesse hat, aktiv mitzutun oder Ideen einzubringen, wende sich an Antje Hildebrandt (069-620221), Birgitta Krüger (02461-1756), Juliane Kronen (0221-246373) oder Sigrid Böhler (07032-23463).

Sigrid Böhler

2. Fulbright Alumni PowWow, Frankfurt, 1.-2. Juli 1988

Programm

Empfang des Oberbürgermeisters im Kaisersaal des Frankfurter Rathauses "Römer" mit anschließendem Umtrunk.

Klönen, Plaudern, Abendessen im "Historix", im Historischen Museum, schräg gegenüber vom Römer.

Samstag, den 2. Juli 1988 Messegelände, Halle 4, Saal "Europa"

10:00

Einleitung, anschließend:

Rudy Howze, Universität Heidelberg, zum Thema: "Minorities - The New Force in American Politics"

11.30

Prof. Dr. Wolfgang Riedel, Anglistik-Professor, Universität Mainz:

"'Dr. Feelgood' oder 'The Iron Rod'. Bemerkungen zur kulturellen Grundlage des Neo-Konservativismus".

Mittagspause

14.00 Uhr

Prof. George Burden, Fachhochschule Schwäbisch Gmünd: "Industrial Design: Cultural or Business Tool?"

15.30 Uhr

Carl Johnston, Korrespondent für AP in Frankfurt: "America's Silver Age: Is it a Threat to Germany and the New Europe?"

17.00 Uhr

Grillfest im Community Center der McNair-Kaserne in Frankfurt-Höchst (siehe separaten Info-Zettel am Samstag).

Randnotizen

Die Begriffe "Völkerverständigung" und "mutual understanding" werden in diesem FRANKly des öfteren zitiert und als Zielvorstellungen geben sie unserer gemeinsamen Arbeit letztlich den Sinn. Sie rechtfertigen die Mühe und Arbeit, die hinter einer aufwendigen Vereinsarbeit und speziell der Vorbereitung für ein PowWow stecken. Ob aber all diese Arbeit tatsächlich geleistet würde, wenn nicht noch eine Reihe von motivierenden Faktoren hinzukämen, läßt sich zumindest mal als Frage formulieren. Das Geld, von dem manchmal behauptet wird, es regiere die Welt, spielt in diesem Zusammenhang absolut keine Rolle. Ganz im Gegenteil: wie der Schatzmeister auf S. 6 erfreulicherweise festgestellt hat, ist auch gerade unter denjenigen, die sich besonders aktiv für den Verein einsetzen, die Spendefreudigkeit stark entwickelt. Es gibt überhaupt nur ehrenamtliche Arbeit im Verein zu vergeben.

Als Erklärung ausschließen kann man auch eine mehr oder weniger reibungslos "konzertierte Aktion", bei der strohfeuerartige Begeisterung einzelner Ehemaliger nach der Rückkehr aus Amerika den Zielen des Vereins zugute kommt. Dieses Phänomen gibt es zwar gelegentlich und manche Fulbrighter sind schon vehement in der Vereinsarbeit auf der Bildfläche erschienen, um nach geraumer Zeit ebenso abrupt wieder in den Kulissen zu verschwinden.

Aber in Wirklichkeit muß man nach anderen Gründen suchen, um die bisherigen Erfolge zu erklären. Von nicht ganz untergeordneter Bedeutung scheint mir in diesem Zusammenhang die auf dem gemeinsamen Amerikaerlebnis beruhende Solidarität zu sein. Man weiß im Gespräch mit anderen Ehemaligen, wovon der andere redet. Ja selbst, wenn man es nicht so recht weiß, ist man doch gewillt, wenigstens einmal zuzuhören. Winzig ist der Prozentsatz der Komilitonen, die schon einmal im Ausland studiert haben. Von der prägenden Kraft eines solchen Auslandsaufenthaltes spricht Consul Thomas F. Johnson in seiner Würdigung von Senator J. William Fulbright auf S. 9.

Um auf das PowWow zurückzukommen: es ist schon ein besonderes Vergnügen, Ehemalige, die man Jahre nicht gesehen hat, wiederzutreffen. Ganze Lebensgeschichten wandern einem so über den Weg. In den Teilnehmerlisten entdeckt man zunehmend "Dr." vor dem Namen oder ein "M.A." danach.

Eine Motivation ist der Drang, die Lebensfreude aus zahllosen menschlich erfreulichen Begegnungen in den Vereinigten Staaten nun auch selbst nach der Rückkehr in die Bundesrepublik anderen vermittlen zu helfen.

Schließlich und endlich, die Arbeit im Verein an sich kann sehr viel Spaß machen. Wenn z.B., wie Antje auf S. 3 so anschaulich beschreibt, ein Routine-Stammtisch zum Versandaktions-gesamtkunstwerks-Happening wird, siegt die spontane Begeisterung für solche Art der Improvisation für eine Weile zumindest über den ärgsten Hunger und heftigsten Durst!

Jürgen Mulert

Senator Fulbright und das Fulbright Programm

Consul Thomas F. Johnson im Kaisersaal des Frankfurter Römers

Wir haben uns heute in diesem historischen Raum versammelt, um ein großartiges Werk zu würdigen, dessen Ziel es ist, Bildungsaustausch auf internationaler Ebene zu fördern und den Kontakt der Absolventen dieses Austauschprogramms zu verstärken.

Ich möchte nur ein paar Worte sagen über die Entstehung dieses Werks und über den weitblickenden Mann aus Arkansas, der das Gesetz schuf, das diese Stipendien möglich machte.

Das Programm bestand aus einer einfachen, aber höchst praktischen Idee eines noch jungen Mitglieds des amerikanischen Senats, J. William Fulbright. Er wollte überflüssiges Eigentum der amerikanischen Regierung an ein durch den Krieg verwüstetes Europa verkaufen und die Einnahmen dazu verwenden, den internationalen Austausch auf höherer Bildungsebene zu fördern. Ich bin sicher, daß ihm die Größe und Langlebigkeit der von ihm gegründeten Stiftung ebensowenig bewußt war wie Außenminister George Marshall, der zwei Jahre später seinen Namen einer hervorragenden Idee gab.

Seit 1946 sind ca. 160000 Studenten und Professoren mit dem Fulbright Programm in den Vereinigten Staaten gewesen oder von den Vereinigten Staaten ins Ausland gegangen. Dazu gehören auch die meisten Gäste heute. Ungefähr 9000 Deutsche haben in den USA studiert und eine ähnliche Zahl von Amerikanern in der Bundesrepublik. 1987 kamen die ersten Stipendiaten aus der DDR in die USA und die ersten Amerikaner fuhren als Fulbrighter in die DDR (jeweils 12).

Ein früherer Lehrer William Fulbrights sagte einmal über seinen Schüler, er sei verantwortlich gewesen für die größte und bedeutendste weltweite Wanderung von Gelehrten seit dem Fall von Konstantinopel 1453. Ich vermute, daß Fulbright den Anstoß für seine Idee als 20-jähriger Rhodes Scholar erhielt. Er kehrte mit erheblich umfangreicherem Wissen und größerem Horizont in die Vereinigten Staaten zurück. Nach einigen Jahren bei einer Eisenbahngesellschaft - er brachte es dort zum Vizepräsidenten - wurde er der jüngste Universitätspräsident der Vereinigten Staaten im Alter von nur 34 Jahren an der University of Arkansas. Er wurde jedoch nach zwei Amtsjahren vom Verwaltungsrat, der einem erzkonservativen Governor verpflichtet war, entlassen. Der Governor war von Fulbrights Mutter, einer scharfsinnigen Journalistin, kritisiert worden. Glücklicherweise, aus unserer Sicht, wurde in Fulbrights Heimatstaat ein Sitz im Repräsentantenhaus frei. 1943 wurde er gewählt. Er plädierte für den Eintritt der USA in die Vereinten Nationen mit einer starken Friedenstruppe. In Washington erlernte Fulbright die hohe Kunst der Politik. Er wurde vom damaligen Außenminister zum Vorsitzenden der amerikanischen Delegation bei einer Ministerkonfernz zum Thema 'Erziehung in der Nachkriegszeit' ernannt. Vertreter von 17 Nationen nahmen an dieser Konferenz in London teil. 1944 gelang Fulbright der Einzug in den Senat. Es war ein sehr erbitterter Wahlkampf. Zwar errang der junge Politiker damals keinen Sitz im angesehenen außenpolitischen Ausschuß, aber er konnte in den Erziehungs- und Arbeitsausschuß einziehen. Dort entwickelte er seine Vorstellung von einem ersten großangelegten Einstieg der USA in das Gebiet internationaler Erziehung. Parallel dazu beschäftigte er sich eingehend mit den Kriegsschulden der Alliierten an die Vereinigten Staaten. Er erinnerte sich an die Kontroversen über ähnliche Kriegsschulden nach dem ersten Weltkrieg, welche die internationalen Beziehungen und die Weltwirtschaft in den Nachkriegsjahren zerrüttet hatten. Nunmehr befanden sich über 4 Millionen Gegenstände amerikanischen Eigentums im Wert von mehr als 60 Milliarden Dollar in Europa. Das waren z.B. Eisenbahnzüge, Wagen, Kleidung, Telefone und Landwirtschaftsmaschinen. Es wäre wenig sinnvoll gewesen, diese Güter in die Vereinigten Staaten zurückzutransportieren, zumal die Fabrikanten in Amerika sicherlich kein Interesse mehr daran gehabt hätten. Im September/November 1945 legte Fulbright einen Gesetzentwurf vor, der das US-Außenministerium berechtigen sollte, diese überschüssigen Güter gegen Fremdwährung in Übersee zu verkaufen und die Einnahmen dem internationalen Bildungs- und Kulturaustausch zur Verfügung zu stellen. Präsident Truman erklärte sich damit einverstanden, das Gesetz zu unterstützen, obwohl er eigentlich dabei kaum eine Rolle gespielt hatte. Zahlreiche kleine amendments änderten nichts an der eigentlichen Zielsetzung des Gesetzentwurfes, und schließlich wurde es am 1. August 1946 von Präsident Truman als Gesetz unterzeichnet.

"Ich war ein so junger Senator, kaum ein Jahr im Amt, daß kein Mensch dem Gesetz Beachtung schenkte, bis es unterzeichnet wurde", sagte William Fulbright später. Das Gesetz kostete nicht viel Geld, und so scherte sich keiner darum.

Über die Jahrzehnte hat dieses Gesetz viele tausende Menschen in mehr als hundert Ländern beeinflußt. Nicht nur die Stipendiaten selbst, sondern auch ihre Familien. So einflußreich war das Fulbright Programm, daß im Webster unter dem Stichwort 'Fulbright' steht: 'Gebräuchlicher Ausdruck für Austauschstipendien'.

Wie wichtig und ernst Fulbrights Programm genommen wurde, kommt dadurch zum Ausdruck, daß sich die deutsche Bundesregierung sehr aktiv finanziell daran beteiligt.

1964 führte William Fulbright in einer Rede vor dem US Senat aus: "Die Unzulänglichkeit menschlichen Denkens bedingt ein unvermeidbares Auseinanderklaffen zwischen der Welt, wie sie ist, und der Welt, wie der Mensch sie sieht." Hoffentlich hat Ihnen, liebe Fulbright Alumni, Ihr Fulbright-Erlebnis Einsichten vermittelt, um diesen Unterschied zu überbrücken, so daß wir alle von einem Mann mit der Vision einer besseren Welt eine Inspiration empfangen können. Ich bedanke mich.

Dr. Feelgood oder The Iron Rod

Bemerkungen zur kulturellen Grundlage des Neokonservativismus

Professor Dr. Wolfgang Riedel, Professor für englische Literatur- und Kulturgeschichte an der Universität Mainz

In einem Artikel der letzten Ausgabe des Economist - eines eher konservativen englischen Wochenmagazins - wurde die sehr innige Beziehung zwischen dem amerikanischen Präsidenten und der englischen Premierministerin so beschrieben: "Both their policies come from gut-instincts. At the same time, Mrs. Thatcher feels strongly that one of her roles is to prevent Mr. Reagan from making mistakes and to limit the damage when they are made".

Das ist natürlich eine bittere Bemerkung. Aber diese Dimension will ich nur am Rande berühren. Das erstaunliche ist für mich, wie sehr sich die Beziehung zwischen diesen beiden Staaten in den letzten 40 Jahren, verändert hat. Harold MacMillan und vor ihm Anthony Eden, beides konservative Premiers, bemühten sich seit Kriegsende verzweifelt darum, diesem großen amerikanischen Bruder und Freund sich als nuklearer "junior partner" (nuclear stronghold in Europe) anzudienen und von ihm anerkannt zu werden. Einer der traurigen Überreste aus jener Zeit ist z.B. Sellafield (Windscale), welches 1951 aus genau diesem Interesse gegründet wurde. Auch gibt es noch weitere historische Beweise für dieses Verhalten der Engländer in jener Zeit, zum Beispiel als MacMillan wohl in wörtlichem Sinn bei Kennedy, dem jungen Mann aus Boston, um die Überlassung von Polaris-Raketen gebettelt hat.

Heute jedoch ergibt sich ein völlig anderes Bild. Hier haben Sie den eisernen Willen, den eisernen Besen, the "Iron Rod, by which we mean to imply the school mistress aspect which Thatcher definitely has." Meist spricht man von ihr als der "iron lady", und das ist natürlich ein Kompliment, was sie nur teilweise verdient. Deshalb also habe ich gedacht, "the iron rod" würde es vielleicht besser treffen.

Dr. Feelgood ist ein Elexier, eine Art amerikanischer Klosterfrau Melissengeist, gebraut aus 98% Wasser, 1% Kräutertinktur und 1% Alkohol. Es wurde damals von diesen "itenerant quacks" verkauft, die im 19. Jahrhundert mit den travelling shows reisten. Mr. Feelgood war gut gegen alles, Hühneraugen, Magenbeschwerden usw.; es war ein ungemein populäres Plazebo.

Heute haben wir also diesen eisernen Willen, wir haben kühlen, administrativen Geschäftssinn. Das ist ganz wichtig, wenn Sie bedenken, wie die USA in diesen Operettenkrieg in den Falklands involviert waren. Jetzt wird offen gesagt, daß ohne die amerikanischen Satelliten dieser Krieg "den Bach hinunter gegangen" wäre. Dafür durften dann natürlich die Flugzeuge gegen Libyen von England aus starten. "Do ut des" gilt natürlich auch hier in der Politik oder, wie die Amerikaner etwas sinnlicher sagen: "I scratch your back, you scratch mine".

Bei Reagan fand man im großen und ganzen Zurückhaltung gegenüber dieser Dame. Er war zurückhaltend, was man so schön als "lame duckery" bezeichnet hat. Gruppenbild mit Dame, die beiden immer nebeneinander; sie (Thatcher) hat wohl schon geäußert, daß der deutsche Partner bzw. das politische Symbol des deutschen Partners, das da wandelt, ihr zu "pondering" sei und sie sich daher viel eher dem amerikanischen Präsidenten zugehörig fühlt. Intern gibt es natürlich Details, die diese "lame duckery" erklären. Reagans Fernsehauftritte, Schrecken aller Schrecken, hatten seit Anfang 1988 ungeheuer niedrige Einschaltquoten. 1981 lagen sie bei den nationwide public addresses noch bei 80-85%, heutzutage nur noch bei 23-25%. Das waren alles schreckliche Zeichen, erklären aber, daß irgendetwas fundamental falsch verlaufen war in den letzten 8 Jahren. Ich möchte aber beim Vergleich dieser beiden politischen Kulturen bzw. ihrer politischen Wurzeln von diesen Personen jetzt absehen.

Es ist ein sehr dankbares Thema, sehr unterhaltend, wenn Sie Maggies unaufhörliche Aufrufe, zuzupacken ("get working", "get rich"), und ihre eigene Karriere vergleichen. Sie wissen, es gab einen verwitweten Millionär namens Denis Thatcher, und der war - so meinen manche - ihre Karriere. Ein englischer Journalist kommentierte dazu im Observer: "The grocer's daughter became a millionairess".

Auch beim amerikanischen Präsidenten gibt es eine Hülle und Fülle von interessanten Details, zum Beispiel seine Spickzettel - 5 by 8 inches - und narrensicher; ihre Anordnung mußte genau überwacht werden. Ich zitiere auch hier einen Betroffenen: "Goof-proofing Reagan was a task that called for eternal vigilance". Oder nehmen Sie diesen schönen Astrologietick, den er ja mit Nancy teilt. Der wurde ihm letztlich sogar in Moskau öffentlich um die Ohren gehauen. Sehr peinlich. Aber: genug davon.

Ich behaupte, daß der Unterschied zwischen dem englischen und amerikanischen Neokonservatismus der ist, zwischen einem alten viktorianischen Mittelklassekonservatismus und einem Geld- und Medienkonservatismus in Amerika.

Dazu muß ich zurückgehen auf die gemeinsamen kulturellen und ideologischen Wurzeln der beiden Nationen, d.h. also in die Zeit, in der das ideologische Netzwerk einander komplementärer Werte aus Religion, Ökonomie, Philosophie und Ethik sich prägte, somit also das, was im englischen Sprachgebrauch so schön "the moral economy" (altdeutsch: Sittlichkeit) genannt wird. Daß es sich bei der Auseinandersetzung mit dem puritanischen Erbe Englands keineswegs um einen Griff in die Mottenkiste handelt, beweisen zwei sehr bedeutsame Reden, die vor kurzer Zeit in England gehalten wurden. Die eine Rede wurde im Februar 1988 von Douglas Hurd (Her Majesty's Home Secretary) anläßlich des 200. Geburtstages von Sir Robert Peel (Innenminister um 1830, dann einige Zeit Premierminister, der nach dem die englischen Polizisten ihren Namen "Bobbies" haben) gehalten. Die zweite Rede stammt von der Premierministerin selbst und wurde im Mai vor der General Assembly of the Church of Scotland in Edinburgh gehalten, einem wahrlich trefflichen Ort für eine christliche Rede, denn hier liegt John Knox, ein Kirchenvater des Puritanismus, begraben. Worum geht es in diesen beiden Reden?

Sie wissen vielleicht, daß die Unterschiede zwischen Luthers Protestantismus und Calvins Puritanismus erheblich sind. Das ist wichtig, weil unser Verständnis von Protestantismus und Calvinismus eher lutherisch ist. Ich will hier nicht abheben auf die theologischen und dogmatischen Quisquilien sondern auf die erheblichen und notwendigerweise verkürzt zu formulierenden Unterschiede eingehen, was die Einschätzung

der bürgerlichen Klasse und ihr Treiben angeht. Für Luther gehörten Überseehandel, Bankwesen, insbesondere natürlich Wucher, Geldverleih und frühkapitalistische Lohnarbeit - kurzum alles, was uns am Kapitalismus so lieb und wert ist - zum Reich des Bösen. Wenn man so will, war Luther eher ein mittelalterlicher Mensch, dessen Angriffe auf das Kirchenrecht und seine Vollstrecker aus dem Impetus kam, die allgemeine Schlamperei bei der Durchführung dieser Kirchengesetze endlich abzustellen. Er war also kein Protestant in dem Sinne sondern er war der Reformator. Man würde Luther heute eher einen Fundamentalisten nennen, der aus dem Blick der ländlichen Unterschicht "denen da oben" die Leviten lesen wollte.

Anders Calvin und Zwingli. Sie vertraten den städtisch-bürgerlichen Protestantismus. Für sie galt nicht das turpe lucrum, der schmutzige Profit, das Verdikt der Kirchenväter, das nämlich Profit aus Handel und Bank böse ist, schmutzig, sündhaft. Calvin sagte ganz klar, daß dieser Gewinn ein Produkt des Gewerbefleißes ist und insofern größere Berechtigung hat als Gewinn aus Landbesitz, der damals Üblich war. Calvin setzte bei der Verwendung des Profits an und somit ist seine frühe protestantisch-kapitalistische Sozialethik von großer Bedeutung. Ich erinnere nur am Rande hier an die erste grundlegende und sehr lesenswerte Auseinandersetzung mit diesem Problem von Max Weber "Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus " von 1920. Diese Sozialethik ist absolut praktisch orientiert, sie ist pragmatisch, auf der Grundlage von Handel und Gewerbe des Stadtbürgertums. Ihre Logik ist vielleicht etwas naiv, aber eben darum ist sie natürlich besonders wirksam. Gott hat den Sündenfall Adams nicht nur vorhergesehen, sondern er hat ihn arrangiert, vorherbestimmt; das ist z.B. eine Prämisse. Einige Menschen sind von Gott auserwählt und prädestiniert für das ewige Heil, ungeachtet ihrer Verdienste. Der Rest ist Schweigen, geht in die Hölle, ist verdammt; die Erlösung ist ausschließlich in Gottes Hand. Deshalb ist alles Menschenwerk höchstens irrelevant für diesen Zweck, meistens aber verderblich. Der Mensch ist ein Werkzeug Gottes; aber nur wenn er ein überzeugtes und mutiges Werkzeug ist, wird er Gottes Willen erfüllen. Das ist das seltsame Paradox. Vorbestimmt, aber trotzdem sollen sie natürlich aktiv sein, sie sollen ein sündenfreies Leben führen, sie sollen aktiv Gottes Willen auf Erden in die Tat umsetzen: Das Paradox der christlichen Ethik. Disziplin muß also hergestellt werden, wann immer eine Gesellschaft dem Luxus, dem Schein und der Korruption anheim gefallen ist. Die christliche Disziplin setzt dem Laster die Tugenden Gewinn, Fleiß, Sparsamkeit und Mäßigung entgegen.

Das machte damals auch einen ausgesprochen politischen Sinn, da die Gesellschaft, gegen die man sich abzugrenzen hatte, natürlich die Renaissance-Gesellschaft war. Dadurch, daß diese Tugenden praktisch und religiös zugleich sind, kann der Abgrund zwischen geistlichem und weltlichem Leben geschlossen werden, notfalls übrigens auch mit Gewalt. Es ist typisch für die englische Rezeption dieser Lehre, daß Englands Mittelklasse zwar den Appell an die Verantwortung und Disziplin des Individuums akzeptiert und rezipiert, nicht aber bzw. in sehr kontroverser Form die Verpflichtung zum Umbau der Gesellschaft, "civitas dei", nach dem Prinzip, daß also die Gesellschaft mit ihren Institutionen die real existierende Gesellschaft, die real existierende Verkörperung des Gottesreiches werden sollte. Sie akzeptiert die individuellen Auflagen, die sich um den Begriff der Disziplin ranken, sie akzeptiert aber nur in umstrittener Form die gesellschaftlichen Konsequenzen daraus. Diese Kontroverse innerhalb der englischen Rezeption, der Lehren Calvins und Zwinglis, erklärt den zweiten Bürgerkrieg in England zur Zeit Cromwells zwischen Presbyterians und Independents. Es war der Streit zwischen zwei Interpretationsmodellen der calvinistischen Doktrin. Rigoroser Individualismus bei den Independents oder christliche Räterepublik bei den orthodoxen Presbyterianern. Es gab zum Beispiel die Gruppe aus der New Model Army in dieser Zeit, die Levellers, die Gleichmacher, die eindeutig eine ständisch-rätische Repräsentation auch des gemeinen Soldaten innerhalb der Armee anstrebten. New Model Army war natürlich das Modell für eine zukünftige Gesellschaft (wobei immer hinzuzufügen ist, daß wenn hier von einer republikanischen oder demokratischen Gesellschaft geredet worden ist, niemals Lohnabhängige oder Frauen eingeschlossen waren). Letztlich setzte sich das Modell der Independents durch. Die radikalen Presbyterianer, oder Millenarians, die die 1000jährige Gottesherrschaft schon fest im Blick hatten, wurden teils aufgehängt, teils ins Exil geschickt oder sie wurden im unzugänglichen Schottland toleriert.

An dieser Stelle verlassen wir zunächst England, denn lange bevor sich in England als die politisch-militärische Macht (Glorious Revolution 1688-89) endgültig die obere Mittelklasse durchsetzen konnte - die Neuverteilung der ökonomischen Macht dauert noch etwas länger -, hatte die Besiedlung des amerikanischen Kontinents begonnen. Raleigh schickte 1587 einhundertfünfzig Kolonisten nach Virginia, 1606 folgten weitere, 1620 dann die Pilgrim Fathers. 1629 erhielt die Massachussetts Bay Company die Royal Charter, die eine autonome Verwaltung erlaubte. 1630 wurde John Wintrop erster Gouverneur in Salem. Mehrere Generationen von amerikanischen Puritanisten machten die europäischen Wandlungen ihrer Lehre nicht mit, sondern gingen eigene Wege. Dazu kommt, daß es natürlich nicht <u>die</u> Puritaner in Amerika gab, die auswanderten, sondern es waren die Presbyterianer, Congregationals, Baptists, Quakers, Low Church Anglicans, dazu die holländischen und deutschen Lutheraner, die Reformierten, die mährischen Lutheraner, französische Calvinisten, Mennoniten aus dem Rheinland, die Tunker aus Krefeld usw. All diese Protestanten oder "puritan dissenters", bilden das, was allgemein American Puritanism heißt. Teilweise waren sie natürlich im neuen Kontinent regional getrennt. Man spricht z.B. von einer eher anglikanischen Gruppe im Süden und einer eher orthodox-puritanischen in den New England States.

Aber alle spiegeln auf ihre Weise die Theologie Englands in den 100 Jahren zwischen 1580 und 1680 wieder. So nahmen sie z.B. die feste Überzeugung aller englischen Protestanten mit, daß ihr Land das befreite Israel war. "The God of Israel is the God of England". Und die Geschichte der englischen Pilgerfahrt zum neuen Jerusalem, wie sie John Foxe in seinem unendlich populären "Book of Martyrs" erzählt, war die Objektivierung von Gottes unendlichem Plan. Auch dieses Buch und das darin geäußerte Sendungsbewußtsein gelangten natürlich in die Neue Welt, und die ersten amerikanischen Siedler fanden ein Land vor, in der die Vorstellung eines besonderen Auftrages (the special mission) auf vielfältige Weise sich verwirklichen ließ: Religiös-missionarisch in bezug auf Indianer, politisch-gesellschaftlich in bezug auf die gottgefällige Besiedlung des gelobten Landes, die Gründung von Theokratien oder theokratischen Settlements, oft krude ökonomisch, durch die Sakralisierung des Privateigentums. John Locke benötigte in seinen beiden Abhandlungen zur Regierung "Two Treaties of Government" von 1690 noch einen sehr aufwendigen philosopisch-juristisch-naturrechtlichen Begriffsapparat zur

ethischen und naturrechtlichen Begründung des Privateigentums. Hier, im gelobten Land Amerika, lag sozusagen die Antwort Gottes auf die das ganze 17. Jahrhundert bewegende Frage nach einer ethisch wasserdichten Legitimierung von Privateigentum sinnfällig vor den Augen der Siedler: "Take it in the name of God", to which they answered "Amen". Ganz selbstverständlich wurde hier im neuen Kontinent die in England gültige Ordnung übernommen. Es gab somit den Adel, es gab gentry, es gab the yeoman (den freien Bauern), und es gab natürlich die Sklaven.

Vergleicht man die Entwicklung der beiden Systeme bis 1700, so wird sehr schnell deutlich, wie sich die unterschiedliche Auffassung von puritanischen Idealen niederschlägt. In England beginnt mit Locke das, was man die Ökonomisierung oder Säkularisierung religiöser oder ethischer Normen nennen kann. Diese Aufweichung der puritanischen Ethik hat natürlich auch politische Gründe, wie z.B. die Rückkehr der Stuarts 1660 und ihre restaurative Wirtschaftspolitik.

Aber ihr Hauptgrund liegt darin, daß die middle-classes im Kampf gegen die katholische und anglikanische Aristokratie ein Klassenbewußtsein entwickeln konnten, d.h. ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der politischen und moralischen Stärke, das die Restaurationsphase der Stuarts überdauerte und sich mit dem bekannten "hire and fire" von 1689 zurückmeldete: James II wurde gefeuert und William and Mary wurden sozusagen als König und Königin von Gnaden des Parlaments eingestellt. Das war ein Sieg der Mittelklasse und der "landed gentlemen".

Dazu sollte man allerdings bemerken, daß in diesem Parlament der Glorious Revolution überwiegend Mitglieder der gentry saßen, also Gentlemen der upper middle-classes. Aber dennoch, entscheidend für diese Phase ist das Gefühl der Macht, das die middle-classes sich erworben hatten. Man hatte im Namen des puritanischen Gottes 1649 einen König aufs Schafott geschickt, man hatte die Aristokratie in vielen Schlachten besiegt, und man hatte begonnen, das Land neu zu verteilen. Mußte da Gott nicht einfach auf ihrer Seite sein?

Der Prozeß der Umwertung der ethischen und religiösen Normen war sehr langwierig. Kurz zusammengefaßt: das 18. Jahrhundert in England gehörte der bürgerlichen Mittelschicht, jedoch nicht politisch im Sinne einer parlamentarischen Repräsentation oder einer Mittelklassepolitik. Der Revolutionsslogan "No taxation without representation" galt in England erst ab 1830 mit der ersten und zweiten Reform Bill, dann erst kamen Mittelklasseabgeordnete in das englische Parlament. Aber in jeder anderen Hinsicht gehört das 18. Jahrhundert den middle-classes, in ökonomischer, moralischer und kultureller Sicht.

Wenn Sie Romane oder Komödien aus dieser Zeit lesen, dann gehen Humor, Sarkasmus und die Ironie meistens auf Kosten der Aristokratie. Das goldene Zeitalter der middle-classes war dann der Victorianismus: der Adel war ökonomisch, politisch und kulturell entmachtet. Die unteren Schichten, die labouring classes, waren nach einer Zeit voller Kämpfe, Unruhen und Aufstände, die natürlich nicht zufällig in einer Zeit stattfanden, die Industrial Revolution heißt, an die Kette gelegt bzw. an ihren Platz verwiesen worden (sent to their proper station). Die Akkulturation der Mittelklasseideologie war nach einem letzten Aufbäumen der Chartistenbewegung 1846-48 erfolgreich und abgeschlossen.

Ein Sprung zurück zu den beiden Reden, die anfangs erwähnt wurden. Bezeichnenderweise geht also Douglas Hurd in seiner Rede, in der er genau diese Zeit preist, auf Peel zurück. Das Tamworth Manifesto, das Peel en passant, nicht als Manifest sondern als Beschwerdebrief an seinen Wahlkreis, verfaßt hatte, das aber dann diesen Charakter eines politischen Manifestes erhielt (1832), wird von Douglas Hurd als Beispiel für das heutige England zitiert, an dem er einen gefährlichen Mangel dessen diagnostiziert, was jene Zeit hatte (Zitat: "The amazing social cohesion of England formed under Peel and the Victorians is in need of repair").

Der erstaunliche soziale Zusammenhalt der viktorianischen Zeit beruhte darauf, daß u. a. die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft als Geheimbündelei verfolgt wurde, daß eine 6-Tage Woche mit 10-12 Stunden täglicher Arbeit wenig Zeit zu politischer oder moralischer Reflexion ließ, daß Kinder nach einem Jahr Schule zu Arbeit zu 1/3 des Normallohns gezwungen wurden, weil die kleinen flinken Finger ja so gut mit dem Webstuhl umgehen und Flusen rauszupfen konnten und die Gänge in den Bergwerken nur viel niedriger gemacht zu werden brauchten.

Das war also die "social cohesion" des Frühviktorianismus. Sie beruhte u.a. auch darauf, daß aufgrund horrender hygienischer Zustände um 1840 die durchschnittliche Lebenserwartung von Gentlemen 45 Jahre, von Landarbeitern 33 und von Industriearbeitern in Manchester und Liverpool 25 Jahre war. Jedes zweite Kind aus einer Arbeiterfamilie in Manchester erreichte das 5. Lebensjahr nicht. Das ist Hurds "amazing cohesion". Für ihn eine tolle Sache, bei der Polizei, Eltern, Lehrer und Kirchen "in hervorragender Weise die Einheit der Gesellschaft sicherten" (Zitat übersetzt). Eben diese Kräfte haben bei der Renaissance of Britain bisher leider versagt. Interessanterweise nennt Hurd diese Organe ganz offen, die vor 150 Jahren für diese Kohäsion sorgten. Diese tragende Klasse (Ordnungsmacht Polizei, Lehrer-Bildungssystem, institutionalisierte Ethik der Kirche) war sich einig darin, die Verteilung des Eigentums und die Klassengesellschaft strikt und mit allen Mitteln aufrechtzuerhalten.

Zur Sozialethik hat sich dann am 21.5. auch eine Tochter der Mittelklasse geäußert, in einer Rede, an der sie vergeblich von 5 der anwesenden schottischen Kirchenmänner gehindert werden sollte. Der Inhalt dieser Rede ist , wie einer der Kirchenmänner sagte, eine schamlose Verzerrung des Evangeliums, "a disgraceful travesty of the Gospel". Thatcher betont in dieser Rede Prinzipien des bürgerlichen Individualismus, wie freie Entfaltung der Person (choice), individuelle Verantwortung, das christliche Prinzip des "love thy neighbour and do as thou would be done by". Tatsächlich aber beruht der Thatcherism der letzten 9 Jahre auf Rücksichtslosigkeit im Streben um den individuellen Vorteil, auf Reduzierung der Bildungsausgaben, auf Kürzung der Sozialausgaben in einem Maß, daß inzwischen jeder dritte Brite unter die Armutsgrenze gedrückt worden ist. Auf der anderen Seite stehen eine Steuerreform und die makabre 'poll tax', die die Reichen ernom begünstigt.

Thatcherism ist kein Konservatismus etwa eines Edmund Burke, der eine Elite der Besten forderte, um Klugheit, Tradition und Voraussicht zu garantieren, aber auch Sorge und Verantwortung für die ohne Schuld in Armut Geratenen, die "deserving poor". Wenn Thatcher davon spricht, daß

selbstverständlich der Staat Sozialgesetze haben muß für Gesundheit, Bildung und die Alten, Kranken und Schwachen, dann riecht man förmlich das "but the intervention of the state must never become so great that it removes personal responsibility". In Thatchers Predigt ist nirgendwo die Rede von der sozialen Verpflichtung des Eigentums, die im 16. bis 18. Jahrhundert gegolten hat und die selbstverständlich war für die Reichen. Von Barmherzigkeit ist bei ihr keine Rede, sondern davon, daß Überfluß natürlich ist, in Entstellung des berühmten Paulus-Wortes "wer nicht arbeitet auch nicht essen soll" (Paulus bezog sich darauf, daß die Thessaloniker untätig auf das Ende der Welt warteten). Dieser Teil wird zitiert, weil hier die Gleichungen Armut = Faulheit und Faulheit = Sünde treffen. Auch wird unterstellt, daß Sozialgesetze für diese armen Betroffenen entwürdigend sind. Thatcher propagiert nicht: Gib, damit Dir gegeben wird, sondern Nimm, bevor Dir selbst genommen wird.

Thatcherism ist also die "lots of money culture", eine Kultur der Mittelklasse, in der die politisch-ethische Ideologie aus ihrem frühbürgerlichen, frühindustriellen Zusammenhang genommen und zu einer 'culture of greed and personal enrichment'(Zitat Observer) pervertiert wird.

Ein Schritt zurück zu den amerikanischen Puritanern im 18. Jahrhundert. Für das ausgehende 17. Jh. in New England wird von einem allgemeinen Gefühl des Verlustes der wahren puritanischen Werte und des wahren puritanischen Lebens gesprochen, vom Verlust des Ideals einer religiös motivierten und religiös sich verstehenden Gesellschaft. Literarischer Ausdruck dieses Gefühls läßt sich in den Jeremiaden finden; Schriften, in denen der Niedergang der theologischen Prinzipien bejammert wird mit Titeln wie "The only sure way to prevent threatened calamity" oder "A plea for the live of a dying religion". Dies ist aber nur die religiös intellektuelle Seite. Man darf nicht vergessen, daß in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts die ca. 200.000 Bewohner der Küstenkolonien ziemliche Reichtümer durch Schmuggel und Handel, aber auch durch Fleiß aufgehäuft hatten. Ihre Schiffe machten den Holländern den 2. Rang als Handelsnation bereits streitig und die Kaufleute waren sicher, daß Gott auf ihrer Seite war, wie ihnen Samuel Willard in seinem Buch "Heavenly Merchandise" versicherte und auseinanderlegte.

Hier zeigt sich also ein Wechsel in dem puritanischen Selbstverständnis: Weg von der orthodox puritanischen Theokratie und hin zu einer eher allgemeinen christlichen Gesellschaft, die sich vor allem bereit zeigte, den europäischen Zeitgeist anzunehmen und zu integrieren. Dieser wechselseitige Austausch von Kulturgut konnte durch den Handel natürlich nicht ausbleiben. Aufklärung ist hier das Stichwort. Dies schlägt sich nieder im Deismus und dieser sehr antichristlichen Lehre vom "absentee-God", die sich in Amerika mit der großen Erweckungsbewegung (the Great Awakening), der amerikanischen Rezeption des englischen Methodismus, vereinigte. Diese beiden Strömungen also, Deismus und Methodismus, lösen - die gesellschaftliche Macht und Wirkung betreffend - den orthodoxen Puritanismus ab. Puritaner zu sein bedeutet seit dieser Zeit, sich eher individuell, religiös und moralisch den Prinzipien des göttlichen Rufs und der Disziplin verpflichtet zu fühlen, sagt aber wenig oder kaum noch etwas aus über Haltung zu Kirche, Staat, Gesellschaft, Wissenschaft und Ökonomie. Paradebeispiele dieses neuen Amerikaners sind Benjamin Franklin und Thomas Jefferson, sehr pragmatische Leute, die sich dennoch diesem puritanischen Erbe verpflichtet gefühlt haben. Es wechseln orthodoxe und reformerische Phasen ab. 1788 wurde noch der Triumph der Ungläubigkeit beklagt. Nach 1800 entsteht eine neue Welle des Glaubens, vor allen Dingen in den Ländern des frontier methodism. Evangelicalism und emotionalism sind konservative Reaktionen auf diese deistische/scientistische Phase. Der Unabhängigkeitskrieg und die Unabhängigkeitserklärung von 1776 sowie die Verfassung sind Phänomene dafür, daß die Amerikaner dieser Zeit einen Teil des verlorenen puritanischen Erbes substituiert haben durch eine nicht nur quasi-religiöse Haltung dazu, sondern ein manifestes Glaubensverhältnis zu Revolution und Constitution. Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts war auch dem letzten konservativen Puritaner klar geworden, daß allein die Bandbreite der vertretenen religiösen Bekenntnisse jede Hoffnung zu einer analog dem alten System sich formalisierende christliche Gesellschaft unmöglich gemacht hatte. Zudem waren laut Schätzung um 1800 nur 10 % der Bevölkerung Mitglieder von Kirchen. Das macht die Sakralisierung insgesamt verständlicher. Liberty without Godliness is but another name for Anarchy. Dieser Spruch, plus die Revolution und die Verfassung, das ist das Selbstverständnis der amerikanischen Nation um 1800.

In der Tat erfüllt die Revolution die Kriterien der Aufklärung auf erstaunliche Weise: Unabhängigkeit, Gleichheit der Rechte, Freiheit, die dem Volk gehört. Die Definition der amerikanischen Nation ist identisch mit der idealen Gesellschaft, die die Revolutionsstaaten anstreben: a truly self- fulfilling prophecy.

"We, the people" - so der stolze Beginn der Constitution. Im Klartext heißt das natürlich: "We as free persons". Dies steht im Gegensatz zu "other persons" (such as women, such as slaves). Die Sklaven wurden interessanterweise beim Zensus zu dieser Zeit zu 3/5 mitgezählt.

Erst das 14. Amendment von 1868 korrigierte dieses zu "all persons": "all persons are under equal protection of the law". Ein großes Wort, denkt man an das Jahr 1953, in welchem Chief Justice Earl Warren im Fall Brown versus the Board of Education of Topeka, Kansas, den Grundsatz "Equal but separate" im Bildungssystem für verfassungswidrig erklärte. Indirekt wurde dies Ereignis zum Beginn der Bürgerrechtsbewegung.

"We, the people". Der religiös sich verstehende Patriotismus hatte seinen Fixpunkt gesucht, z.B. in der Unabhängigkeitserklärung, die diese religiöse Aura bekommen hatte (the glorious force), dann natürlich auch die Figur des "god-like" Washington, von dem Noah Webster sagte: "Begin with the infant - let the first word he lisps be 'Washington`".

Ein weiteres Symbol ist die Revolution selbst in ihrer mulitvalenten Funktion als moralisches, politisches, intellektuelles und ökonomisches Ereignis mit großer Bedeutung. Später kam dann natürlich eine Figur wie Abraham Lincoln hinzu, der seinen Einsatz für die Einheit der Nation mit dem Leben bezahlt hat. Die Verfassung selbst wurde im orthodoxen Sinn als "the people's covenant with God", eine Analogie zu dem covenant der Erzpresbyterianer um John Knox im 16. Jahrhundert. President Rover Cleveland spricht vom heiligen Vertrauen des Volkes in die Verfassung, die vor gottlosen Händen geschützt werden muß. Aus dieser religiösen Identifizierung geht die direkte Linie zum Reich des Bösen, dem final showdown im Armageddon.

Aus dieser religiösen Auratisierung erklärt sich auch das Ausmaß der Betroffenheit der amerikanischen Bevölkerung beim Watergate-Skandal; also vor allen Dingen, daß Nixon

öffentlich gelogen und damit das Präsidentenamt und die Verfassung beleidigt hatte. Nixons "four letter words", die aus den Tonbandmitschnitten des Oval Office kamen, waren für viele Amerikaner horrend und wurden aufgefaßt wie "it's like telling dirty jokes in a chapel". Diese Auratisierung ist eindeutig puritanisches Erbe. Ein weiteres Erbe ist das Streben nach innerer Sauberkeit bei sich selbst und den Führern des Volkes. Dies zeigt sich in der Donna Rice Affaire um Gary Hart, die zum Scheitern dieses Mannes führte und klar das kollektive puritanische Gewissen der Öffentlichkeit zeigte. Auch in England gab es zur viktorianischen Zeit vergleichbare Fälle.

Puritanisches Vertrauen in die Moral anderer, vor allem der Politiker, hat einen sehr repressiven Zug. "Wir glauben Dir, wenn Du es sagst, wenn Du es öffentlich bekennst". Und so stellte Jimmy Carter sich 1970 im Wahlkampf vor die Kameras, um zu verkünden: "I will never lie to you". Und Reagan versicherte treuherzig anläßlich der Iran-Contras-Affair: "I honestly didn't know about this". Und daß er mit diesen Leuten, die ja seine Leute sind, nichts zu tun hat oder zu tun haben will und daß er sich richtig schlecht dabei fühlt, ist auch eine dieser Formeln: "I really feel bad about this".

Es ist vielleicht nützlich, daran zu erinnern, daß die puritanischen Sauberkeits- und Reinigungsideale auf einer mittelalterlichen Vorstellung und letztlich einem jüdischen Stammesritual beruhen, daß nämlich eine spirituelle Regeneration durch Einkehr, Introspektion, Reue und Bußopfer zu erreichen war. Das funktioniert natürlich auch nach außen - das System braucht seine Abgrenzung nach außen, seine Umgebung. Nach innen definiert es sich genauso rigide und rigoros mit Hilfe des Klerus. Die Überwachungsinstanz verlegten die Puritaner bzw. Protestanten nach innen, bzw. entsprechend des innerhalb der Kongregation herrschenden latent republikanischen Gleichheitsgrundsatzes, in der die engen sozialen Beziehungen - jeder inspiziert sich und dann jeden anderen seiner Umgebung - Gültigkeit haben. Das führt teilweise zu grotesken Situationen, zu öffentlichen Selbstbezichtigungen und öffentlichen Bußen. Andererseits aber führt die religiöse Logik zu einer sehr eigenen Gemeinschaft von durchsichtigen Seelen (transparent souls). Dieser prinzipielle Puritaner ist heute das von den Medien geführte oder verführte Kollektiv. Es verlangt nach immer größerer Offenlegung, Bekenntnis und Sauberkeit. Es ist noch immer bereit, die Reinigung des Körpers, d.h. des politischen Körpers, mit aller Konsequenz vorzunehmen. Und zur Säuberung gehört auch das Sichtbarmachen des verborgenen Schmutzes sowie seine Entfernung (Kommunistenjagd - McCarthy, Watergate, Aids).

Der Neokonservativismus verstärkt die Züge, die aus einer Gesellschaftsform des 16. und 17. Jahrhunderts stammen und in der sie dem Zweck dienten, sich gegen eine marode und korrupte, soziale, politische und moralische Umwelt abzuschotten. Inzwischen sind in dieser Nation alle Übel dieser Welt bereits vertreten, so daß diese entleerten Rituale nur noch der Überkompensierung und Verdrängung dienen.

Zur scheinbaren Funktionserfüllung der Rituale tragen vor allem die elektronischen Medien bei. Der Schlüssel zum politischen Erfolg ist die "prime time on TV", d.h. letztendlich das Geld. Dies fördert die Partei mit dem größten Fond. Über das Verhältnis des Präsidenten zu den Medien ist viel gesagt und geschrieben, aber auch viel gelästert worden, so zum Beispiel über seinen bewundernswerten Umgang mit den Medien, über seine schauspielerartige Leistung darin, und auch über den Einfluß, den die Medien auf ihn und seine Weltsicht haben (Zitat Reagan: "Now that I've seen Rambo - I know what to do").

Diese furchtbare wie banale Macht der Medien über die Politik macht offenbar, daß hier eine Leerstelle innerhalb des politischen Vermittlungs- oder Umsetzungssystems vorliegt, welches entstanden ist durch das Verschwinden einer generellen Identifizierungsgruppe, die natürlich sowohl belächelt, als auch verspottet wurde, die aber andererseits ebenso als "ruling elite" respektiert wurde. Das ist die Gruppe der WASPs oder auch der Northern Ivy League. Sie hatte bis zum Ende der Eisenhower-Ära jede republikanische Regierung geprägt. Deren Niedergang hat viele Gründe, auch selbstverschuldete.

An die Stelle der WASPs tritt mit der Nixon-Administration eine andere Elite, die sich nicht mehr als öffentliche Diener versteht, sondern als Geldelite (the "get rich quick people"). Ein Regierungswechsel wird von ihnen verstanden als Coup d'Etat, nicht als Ausdruck eines demokratischen Wählerwillens. In gewisser Weise sind es diese Leute, vor denen Eisenhower 1960 warnte, als er vom "military-industrial complex" sprach.

Lewis Lapham überschreibt einen Kommentar zu den Irangate-Enthüllungen: "Sending in the Clowns". Er zitiert den ehemaligen Edwin Meese, um die Haltung dieser Leute zu charakterisieren: "I do not think the Constitution relevant to the expediencies of the State". Und Patrick Buchanan, der den Präsidenten und Colonel North kurzerhand zu Helden erklärt, sagt: "They are heroes because they had the guts to do what they damn well knew was right". Diese Gruppe vertritt zunächst sich und ihre Interessen und dann mit Hilfe der Medien das, was das fernsehsehende Volk für Politik hält oder zu halten hat. Skandale, große Auftritte, hohle Reden - man fühlt sich eher an Dallas oder Dynasty erinnert.

Es ließe sich durchaus behaupten, daß die populare Identifizierung ähnlich verläuft. Der Kleinbürger als TV-konsumierender "couch-potato" glaubt nämlich sich zu sehen - so würde er es machen. Genauso wie Mr. President, working from 9-5, abends händchenhaltend vor der Glotze sitzend; freitags nachmittags schwingt er sich auf Pferd und ab gehts auf die Ranch. So läuft die mediale Identifizierung. Ein Präsident wie Du und ich - aber leider kein Politiker, der den Niedergang der imperial mission der USA aufhalten würde oder könnte. Dieser Niedergang zeigt sich in konkreten Zahlen zum Haushaltsdefizit, den Schulden, der Handelsbilanz, etc..

Dr. Feelgood geht - und wer kommt? Ein Assistent, der alles anders machen wird? Schwerlich, schwerlich. Hören Sie einen schönen Satz von George Bush als Antwort darauf, was er anders machen würde, wenn er Präsident würde: "I probably would have done the same things differently that the President would have done differently".

Die Tagträume der amerikanischen Öffentlichkeit gaukeln eine unerträgliche Leichtigkeit des Seins vor, die von der Reagan Administration nach Kräften gefördert wird, im Medienverbund sozusagen. Solange die Banken Kredite geben und solange kein Krieg an Australien erklärt wird, geht das Leben schön, leicht und locker weiter. Aber das unbehagliche, das dumpfe Gefühl, was in der amerikanischen Öffentlichkeit sich zeigt, wächst und wird vielleicht durch einen Satz von Senator Goldwater am besten charakterisiert, der über sich selber und seine konservative Politik sagte: "In your heart you know he's right, in your guts you know he's nuts."

Minorities - A New Force in American Politics

Prof. Rudolph Howze, Heidelberg

First of all I would like to apologize for deviating from the original topic: The Jackson phenomenon. Indirectly the topic that I have chosen with the permission of my hosts will hopefully help you to understand some of the circumstances which contributed to the rise of such figures as Jesse Jackson.

My emphasis today will be on African-Americans as the most important racial minority. I shall only cursorily make reference to other minorities such as the Mexican-Americans, the second largest group; their inclusion would be beyond the scope of this paper.

Let us discuss the single most important factor that has confronted all of them and that has a profound effect on the developments in their communities and on their own life chances. This factor is racism; I will discuss this factor institutionally and individually and look at all that what it implies in the way of social, political and economic disadvantages. Its nefarious instrument has been the politics of race. These politics in no way constitute an aberration aimed at merely one racial group as the impression has so often been given, but rather a fundamental value pervasive throughout the USA and rooted deep in the history of the country.

A great deal of self-deception generated and nurtured by the propensity for selective perception has all too long allowed us to preserve the self-image of racism towards blacks as though it were an isolated issue and a historical accident. Interestingly enough false racial and status perceptions have often militated against the development of unity between these very groups.

There is much controversy over the origin and social function of race, especially as it relates to power. Noteworthy among these theories are the studies on power perspectives on stratification by Marvin Olsen or the marxist theories by Baron and Sweezy or Oliver Cox's "Caste, Class and Race".

Our interest is directed far more to the political manifestations of race and its consequences for the development of democracy in the US. We are also concerned with the capacity to integrate racial groups who have been historically excluded from the decision-making process as well as the strategies of the group concerned in their quest for political inclusion.

Historicall race has had a position of centrality and universality, as Samuel Cook observes in "Key to Southern Liberation", an article appearing in an Atlanta Regional Council publication. It has inspired and formed the basic political philosophy and practices of white citizens in spite of all the different regional manifestations. According to Alexander Heard, for example, "Southern concern over the Afro-Americans has perhaps been the most deeply rooted source of political contention in American politics." The late V.O. Key contended in "The Last Analysis" that "the major peculiarities of Southern politics go back to the blacks." And Clinton Rossiter in "The Ultimate Impact - Black Afro-Americans in the South" asserted that "the South remained for so long a one party area primarily because of the Afro-Americans." As Hans Walter describes in "The Impact of Black Political Influence": "While Northern politics has been interpreted in so many ways, the politics of race was always omnipresent ever since the mass black migration to the North. It has been omnipresent so often in an indirect and submerged form. Whether you call it the politics of the ghettos, the politics of suburbia, these are all euphemisms for the old politics of race. "

Racial politics in the North is still ever present. One need only to take a close look at some of the recent developments, among them the shameful political struggle which took place in Chicago recently. The latest resentments there were promoted by the enemies of reform. I am not suggesting that those people who were in power in this area are racists, but rather that racism was there latently, and it was used as a powerful weapon to block a black reform politician from becoming mayor. Fortunately, the forces were unable to prevent Harold Washington who represented the reform wing of the Democratic Party from becoming mayor of Chicago. He had a progressive agenda for Chicago, and many people including members of his own party and City Council members were against this platform. Race was used here again as a political weapon. This is only one example because such problems flare up constantly in places like Boston or Philadelphia.

Political democracy in the North and in the South has been, and in some ways continues to be, manipulated by white Americans to protect racial privileges. It is perhaps safe to say that race has played an enormously important role in the development of the very character of U.S. democracy.

Clearly the two most dramatic and consequential developments in US history as it relates to race were the Civil War, which spanned the period from 1861-1865 and came to fruition in the 12 year period of reunion, reconstruction and radical readjustment, which followed through the years 1865-1877, and what we call today the second reconstruction which occurred about a century later. I speak of second reconstruction because the developments are very similar in both cases. Like the former one, the second reconstruction was a series of massive confrontations concerning the status of Afro-Americans and other racial minorities in the nation's social, economic, and political institutions. "The first reconstruction ended the legal status of slavery, the second the legal status of segregation. Both abolitions left the beneficary still suffering under handicaps inflicted by the systems abolished." (C. van Woodward).

Similarities between the two eras are described briefly by professor Manning Marable: "Both movements (reconstructions) brought about the end of rigid racial caste structures, which had been used to oppress blacks for many decades. Both elevated articulate and charismatic black leaders from the Afro-American working class and fragile middle class."

Manning goes on to say: "Both reconstructions were fought primarily in the Southern United States, although in certain respects both inspired major social economic reforms in the Northern states as well. In both instances the Federal Government was viewed as a reluctant ally of the blacks and their progressive white supporters, whereas the opponents to black equality were primarily white Southern democrats and substantial numbers of white small business and working class people. Both movements pressured the federal courts and Congress to ratify and validate legislative measures which promoted greater racial equality and an improvement in the material status of blacks and poor whites. Finally, both movements succumbed to their internal contradictions."

Both ultimately experienced the loss of Northern white support. Incidently, an interesting comparison can be made between the abolitionists of the early years and the liberals of the second reconstruction. They were both paternalistic. While in the first reconstruction bitterness over white paternalism led only to frustration and complaints, in the second reconstruction - when blacks became more and more self-assertive and increasingly impatient with arrogant and "overly cautious" attitudes of their liberal friends - tensions came up in a number of mixed organizations and then resulted in resignation. Moreover, as blacks in the second reconstruction became increasingly disenchanted with the stalemate in the Civil Rights struggle, the cry for black political power grew louder and louder.

Great hopes were pinned on voting and on office-holding as a means of generating pressure for meaningful change. Soon blacks in growing numbers were to hold political offices for the first time since the first reconstruction when hundreds served in high office as allies of the Republican Party which later betrayed them. This time their ally was the Democratic Party with which their relations had been anything but certain.

Uncertain of their ally and faced with a complexity of problems, the question remained as to what extent political involvement could serve as an effective and workable mechanism both in the promotion of social justice and in countering those forces who were trying to reverse the progress already made.

Even before blacks moved into the urban sector as mayors some authors attempted to theorize about what would happen if they did. One conclusion was that blacks have a progressive agenda. It is not just going through the formal ritual of bringing previously excluded groups into the democratic system, but it necessarily demands significant changes in the previous assumptions and operational practices. In this regard Dianne M. Pinderhughes rejects the relevance even of the pluralist model for blacks in their quest for social and economic justice. In so doing she takes exception to these theoreticians who insist on comparing blacks to immigrants and who maintain that the system worked for immigrants, so it must work for blacks. "Pluralism assumes that the American political institutions are ideologically and operationally egalitarian. If this was so", she argues, "black politics is rather curious and hard to understand." Moreover, she emphasizes the importance of bargaining in the pluralistic process as well as its incremental character. "Issues must be bargainable, the fundamental issue must not be questionable, and the parties must be equal. If the parties are unequal, bargaining only reinforces inequality."

Another argument by P. Cloward is the cities' loss of power. Blacks were coming into the cities as mayors at a time when there was a power sharing between the city itself and the metropolitan area. The whole dictate of common services required often times a subordination or at least a certain amount of limitations to be placed on one's own interest and demand in the interest of the totality.

The fundamental issue here is, what if any is the political impact of these mayors. Now we have close to 300 black mayors. They are mayors in the biggest cities in the United States such as Los Angeles, Chicago, Philadelphia, Detroit, Atlanta, and so on. A crucial question is to what extent can black mayors, with the formulation and implementation of policies, be more responisive to the enormous problems of urban minority communities.

As one looks at the policy consequences of significant black municipal office holders one examines the very viability of the American political economic system or, as E. Greenberg has said, "the very relevance of the American pluralist model for the masses of minority poors." Professor Howard of Howard University in Washington warns us rather pessimistically, "that the social context in which black leadership seeks to confront the problem is formidable and the results are still very much in doubt. Blacks have inherited urban centers which are older, poorer, and blacker than most in the US." An emphasis is on blacker because there has been a mass exodus of the white middle class from the cities. They are what some authors call the suburbian parasites. Usually they are working in the city, they use the facilities of the city, but they are living outside of the city. They are not paying taxes to the city, so it is justified to call them parasites to that city.

Howard offers us the following useful frame of reference. A black mayor is working in a specific sociopolitical context:

- The political and moral inaccessibility of certain policies, theoretically available to white leadership.
- The fiscal strains of varying degree of severety.
- The apportioning of power among city offices as reflected in the structure of city government.
- The character of state and federal initiatives.
- The question of state and city relations.
- Racism as it is manifested in institutional and affective forms.

It is useful to briefly review some of the problems on the basis of a case study. For this I have chosen my home town Birmingham (Alabama) concerning which I am presently involved in a research project.

With its iron, coal and steel industries and its enormous deposits, Birmingham had the potential for becoming one of the most highly developed regions in the country. A combination of factors, however, has kept it from getting any further than it has. The primary factor is the collusion between Northern capital and its political arm with the Southern Bourbon after the Civil War. Its sole interest was to protect its economic interests by securing anti-labor legislation and by keeping competing industries out. The pursuit of these interests ran counter to the cause of social and political democracy as well as to the full development of Birmingham's economic potential. The city was literally consigned to the position of raw material supplier for the booming industries in Pittsburgh and entrusted politically to reactionary care-taker governments with a mandate from only the white population which alone enjoyed the right to vote.

It is hard to underestimate the consequences of this "unholy" alliance for the social, economic and political development of the nation. It existed in one form or the other throughout the South. Even today, US Steel and outside railroad interests control about 80% of the unused land in Jefferson County in which Birmingham is located, in spite of the decline of these industries. This, as we shall see later, has compounded the city's land problems.

Birmingham is a community with around 300,000 inhabitants and a metropolitan area with a population of nearly a million. Blacks exercize formal political power there. There is a majority black city council and a black mayor. Although Birmingham is in

many ways atypical, it nonetheless offers some highly instructive examples of the problems black mayors face and gives us some interesting testing ground for the theories postulated here.

On the other hand, Birmingham also has many of the same problems that other black governed cities face. The differences are rather in magnitude than in substance. It was one of the most rigidly segregated cities, to be sure, but in all US cities where there has been sizeable black populations, racial discrimination de jure or de facto existed.

Birmingham , like most of the South, has been handicapped by its relationship to Northern capital as well as from the backwardness of its leadership. It, like many Northern and Eastern cities, has suffered a decline of its major industrial base - coal, iron and steel - without, however, having had the advantage of Northern cities with buffer industries like banking, insurance etc.. Problems with other municipal governments are frequent, and latent racism abounds. Housing problems, high rates of crime, poverty and unemployment are also problems Birmingham shares with other black governed cities.

Under enlighted leadership, as Birmingham shows, however, it is possible to make some progress. Its mayor, Dr. Arrington, has managed with considerable skill to gradually achieve a modus vivendi between the city's black and white population. This has been no easy task, as you can well imagine, and it remains at best a somewhat fragile relationship. The mayor and the black Council members are acutely aware of this and pursue an extremely adroit policy of cultivating relations with both racial groups through direct contacts or via their staff members.

The most effective channel here are the lines of communication established through the city's neighborhood and community associations that form a significant part of the organizational structure supporting black participation. The black church and the black media are also highly useful channels. The mayor is very careful to emphasize the fact that his own personal staff is evenly divided between white and black, and the white members often serve as usual lines of contact to the white population. He, too, attempts to be highly visible in both communities wherever possible.

As to his record, on the positive side one can list the following accomplishments:

- There has been a notable increase in the number of black government workers in responsible positions. This, however, is a trend that can also be observed in most black governed communities.
- He has promoted a great increase in black involvement in community development projects and beautification campaigns through Birmingham's model of citizen participation.
- In keeping with a trend in other cities, he has agressively pushed the affirmative action program for women and racial minorities.
- In the interest of the city as a whole he has built up a pretty good relationship with the city's business establishment. Besides, he is succeeding in bringing in new industries and in developing a technology park.
- He is also promoting the development around the medical university.
- He has encouraged the development of low-rental and low-cost housing as well as the development of black business through a system of outright loans or through city-council underwriting of bank loans.
- Under black leadership the relation between law enforcement officers has improved greatly. As a result, crime has been considerably reduced.

On the debit side it can unfortunately be observed that:

- In spite of fairly good relations to the business establishment, he has not been able to persuade it to invest in the depressed black communities.
- He has not been able to achieve the badly needed increase in the city's tax base in spite of efforts to achieve this through bond issue and other methods. Here a white citizens' group calling themselves "Tax Busters" have succeeded in thwarting these efforts. City Hall also bears some of the blame as it made the mistake of taking the black population for granted.
- He has failed - as most cities have - in noticeably improving the situation of urban poors.

There is so much more that can be said but I know that I have grossly overextended my time.If you would bear with me for a moment I would like to just briefly sum this up.

It can be said that race as one of the important variables in this equation still plays a role in American politics either as a legacy of the past or as a factor in present day institutional or individual politics. Race adds considerably to the already difficult problems of governing highly complex urban centers. Fortunately, we see though that it is still possible - given the proper leadership - to achieve some measures of progress. It at the same time is clear that the pessimism expressed by some of the theoreticians still has not been proven totally invalid. Stable inclusion in a really relevant sense still is not a reality for the masses of urban poors. Neither Birmingham nor better endowed cities have been able to satisfactorily solve this thorny problem. The longer this continues to be the case, the greater the danger of the withdrawal of the political support of the black electoral base. Moreover, as the pluralist tug of war over the scarce resources, racial tensions again are threatening the progress towards racial equality and racial peace.

We are once again reminded of the lessons from the first reconstruction as neoconservative forces attempt to turn back the clock. Much depends now on the ability of black mayors to retain the loyality of the black masses in order to sustain these attacks and further expand their power base.

Ladies and gentlemen, in a mood of intense concern two noted black scholars, Dr. Kenneth Clark and the historian professor John Hope Franklin, in a pamphlet titled "The Nineteen-Eighties - Prologue and Prospect" leave black leaders with the following warning:

"Black elected officials, in particular, must be sensitive to the new dimensions of the racial problems of the eighties and to the growing alienation between black underclass and those blacks that "have made it". Black political officials are elected with the expectation that they will be able to deliver tangible economic benefits to their supporters. If they do not, or cannot, they will risk increased and volatile resentment and eventual rejection."

Thank you very much for your patience.

Industrial Design - Cultural or Business Tool?

Prof.George Burden, Fachhochschule Schwäbisch-Gmünd

I am going to have to talk at you, but I am going to stop by talking with you. What kind of folk have I got in front of me? Do we have any designers among us? - Hmmm... - Do we have any architects among us? - Aha, we're getting warmer. - Do we have any engineers among us? What else? Psychologists? What does the rest do?

Okay, I've got two pages here. From that we are going to knit a kind of fourty-minute stint. I told Antje yesterday that if she wanted a title, maybe it should be what you read in the program: "cultural" or "business tool." That was really a chance to think a little bit publicly about something I do not normally think publicly about. My students and the people I work with normally spend most of their time doing design, getting things built and made rather than philosophizing about it or historicizing about it. And although "cultural or business tool" sounds a little bit like a historical design survey, I'm afraid it can't be that. But I think that, free-wheeling a little, it does lead into all sorts of things that are Fulbright-associated: international, cultural, anthropological, and so on. And I do not know whether it was in my honor that this exhibition was put on in Frankfurt. You could go down and see it: "Design heute - Formgebung zwischen Industrie und Kunststück." Es tut weh. It is a very nice exhibition, a very nice catalog for 60 Marks, and those who are vaguely interested I recommend that you go and see it. It's very dusty down there. All the things say "Ausstellungsstück, bitte nicht berühren," and they've all got nice fingermarks on them where the dust is gone, which is not a very good compliment for the gallery people there.

It hurts because it says "Design" on the front of the building, it says "Design" on the catalog - and yet it is a minimal aspect, a minimal amount of industrial design that is actually on show there; very, very partially chosen in terms of application, in terms of the kind of ideas that are shown. Maybe I should spend a little time - after I'd wondered how "Design" fits in a program with Maggie Thatcher and Black politics, New Age, and what have you, which it doesn't really - to think a bit about what design is at all. That is why I asked how many designers we've got. So I know Antje won't argue with me, and for the rest of you it will be relatively new.

It starts with, and it always comes back to, I think, looking at these whole questions from a national point of view, from a cultural point of view. And it starts with the German use of the word "Design". "Design" in English is a process, a process of obtaining information, a process of formulating this information into a problem statement: something that needs solving, something that needs doing. A process of getting further information in search of answering this problem solution, and of actually putting it all together, melding it, moulding it into a form - or a series of forms - and then testing all these answers, and optimizing, and so on. Engineers will understand it, because in English what they are doing is "engineering design," in German "Konstruieren".

And so we get this first cultural habit of looking at things wholistically on the one hand, and looking at things in little boxes on the other hand. "Konstruktion", ask my students in the first semester, "is that something very different from design?" It has got a very different name. So here we start. And it says "Design heute" on the building down the road, and what we've got is furniture design, a little ceramic design, and that is about it. A little bit of industrial design, a few Braun products. No interior design, no systems design, no fashion design, no graphic design, no architectural design, no software design, no anything else design. And so it should be called perhaps "Furniture design" down the road today. This is why I always use the term "industrial design" for what you call here in Germany just "Design".

It is terribly offensive in a way: my own department is now called "Produktgestaltung" because my German colleagues tell me it can't be called "Industrial design", that is kind of all used and worn out. You see, we've got all these people doing furniture and shoe and hair design. "Design" is just used up. You take a word, you use it up, you throw it out in front of the people whose word it is, not listening to the explanation of what it really could be.

So, what is "industrial design"? Industrial design, and I am translating impromptu from a little German text I wrote, is more than a pretty face. If you look around you at all of these things that surround us... I'd like to offer a little prize to give away if anybody can look around while I'm talking, and apart from any plants, which I haven't found yet, or human beings, find anything within sight or touch of themselves which has not been designed by somebody. Try and find something that has not been worked over by some form of designer, and you will see where people come in. I think we could offer another price for something product-designed that does not have at some stage in its life to do with people. So in engineering terms we are always talking about man-machine systems, and sometimes very deliberately: my hand has to fit around this thing, my shelf here has to be at the right height, my motor car has to fit, my clothing too, there's often very intimate contact with the product. But so does your chair, your table, your carpet and the room, the curtains...

Design can be very helpful, and it can also mess your daily life up in a way... But we have probably proved my first statement: design is more than just a pretty face, more than a clear line or more than a pleasant set of colors, all these kind of things that run under the name of good taste.

Every product should fulfill a set of needs for whoever uses it. I may not want a pair of high-heeled ladies' shoes, but for a lady who does, will they fulfill, at least for a few minutes, every need before they start hurting? It doesn't mean anything to me, but then she can't do anything with my shoes... The same isn't the same. For somebody for whom it is intended a product must fulfill a real need. So finding out people's needs is an essential part of a designer's activity. And that has nothing to do with good taste yet. You might find that you are being told of the tasteful things because we're designing for a certain group of people in a certain layer of society, Thatcherist or not.

A product must be understandable. You've probably all by now learned how to get a tram ticket out of the orange or yellow or blue machine in your hometown. Have you ever tried going to somebody else's town and getting one out of their machine? Design is about this kind of thing, too. If you're wondering why

design should be about that, it is partly because nobody else apparently thinks it is his job to do that. Machines are built, and somebody has to decide where the hole is punched or sawn or made and where you put the money in, and so on. Somebody has got to do that. You leave it to an engineer. Some of them are great guys. Some of them think about these kind of things, but lots simply don't. Like lots of architects get carried away by the beautiful detailing that they have built in and forget that what we need from an architect is the bit of space he doesn't fill up with junk, the bit that you can walk around in.

A product must be safe. The last time I was up at Fulbright in Bonn we stayed in a beautiful new hotel that promptly skinned my knuckles badly because somebody had designed the handle to be either the wrong side or three millimeters too near to the iron post that framed the doors... If I were in America, of course, I could sue somebody... When something does happen, you get sued... This is part of the design scene, too, and at least in the US, very real. For a second time now I have been involved in a product liability after an accident, appearing in the US for somebody who was injured as an expert by an inadequately guarded German-built machine. The Germans didn't know what I was talking about here, "Because", they said, "well, it has its TÜV, and it has its VDE, and it has everything else, and the operator shouldn't have been doing what he was doing anyway." But he did, and he sued. Because the judge wanted to play golf and it was Friday, we reached a settlement, but, at any rate, justice appeared to be done. So we are a long, long way now from possibly the most popular interpretation of design, you know: "Well, we've got it to work, guys, now you make it look good," which was the auto-styling motto of around the late fifties.

A product must be zuverlässig, reliable in use. There is nothing worse than buying something for good money, fetching it home, using it three times, and then when the shops are all shut, it goes "krooink" and won't any more. It makes for bad relations, and thinking of the Mannheim meeting, it maybe bad business culture.

A product must be economic to buy. So a designer, part of the team at any rate, has to know about how to cut some corners without making it unsafe, unreliable, etc. A product must be easy or convenient and safe to maintain. Again, this is part of industrial design. We have been looking at all these kind of things from the user's point of view, and he is probably your most important client, although you work for a company producing goods. As a consultant you work for someone who says: "Come on, you are creative, you got lots of ideas, you have done these things, you worked for the competition a few years ago, come on, do a job for us." But you are also working for a manufacturer, and he is interested in the sensible use of his plant, his capital, his people, his skills. So you have to look at this kind of thing, too, and pack all this in. And he is also interested in making some kind of a profit. You've also got an image to maintain, not only your own image. As a designer, you are living in a way not from what you say you might be able to do but from what you're seen to be able to do in the kind of success your products make, and this applies also to the manufacturer. Increasingly you have environmental concerns and rightly to consider, and the total cost of operation of a product doesn't look quite as clear-cut if you suggest using some plastics which are great but indestructible wherever you throw them. You have all seen the new plastics and the kind of advertising that explains to you how you can quite safely throw this thing away anywhere, and it'll dissolve the next time it rains...

Finally let's take a glance at some other factors that are involved in actually getting from these better ideas (that you all know from the creativity books) to the finished product. Between the first model of whatever it is that you're thinking of doing and actually getting into it and driving away, or going up and putting one on, or pouring your coffee out of it, or sitting at the keyboard, there is design, industrial design, architectural design, systems design. Engineers and architects all know there is the whole process of getting from this "bubble" down to actual hardware. There is design for production. Making things in pieces that are at least transportable by people, comprehendable by people, maintainable by people, accessible by people who still have to put the last little nuts and bolts and what have you in. Making it survivable, feasible throughout a life, and finally making it junkable. You can either cannibalize it and use or recycle it for something else, or actually get rid of it altogether.

So that just very briefly, to put it into some kind of perspective, is what industrial design can be about. I put this text together to tell young would-be designers and those who think it's all about good taste what it isn't about. We have just had our entrance exams, and a number of times I heard: "Na, isch henn immer gern gbaschtelt unn gmalt, unn isch mag das, so schöne Formen und Sachen, so mit Ton..." I just switch off, that is not what it is about...

Let's just look a little bit at business and culture. I hope that you now have some idea of what can be involved in getting things designed. Here in Europe there is, in a way, a typical Mischmasch of things to be compared. There is an Anglo-Saxon mentality, obviously, and design history - in terms of language, in terms of a pragmatic approach, in terms of ignoring all the -isms of design - whereas German design starts with a very cultural approach, a very human-based approach, a concern for mankind, a concern for the user, a concern for the user's mental and intellectual well-being in providing him with good and useful things, a concern for the environment in not wasting technology, wasting energy or wasting materials, which led here in Germany to a kind of formalism. Anybody with a sense of humor ought to read Tom Wolfe's "From Bauhaus to our house" and see what kind of strange things can occur when this "social concern" that is typically German is transplanted to the American scene.... You don't find this so much say in France. French designers are much more American in their frequent disregard for all sorts of "useful", sensible considerations. They have a lot more fun with it. Germans have still got a very deep regard for all the -isms. There are pages and pages in this catalog and panels and panels in the exhibition about all the "ifs" and "buts" and the "wenns" and the "abers" and the "vielleichts" and "man hätte können, wenn...," it's full of this kind of thing. And I think personally a whole lot of ballast is still carried along by a typical German designer, pushed along ahead of him like a supertanker with this huge bow wave of culture getting in his way of really getting speed up and doing things. And this is probably the seat of the difference between the German-speaking approach (the Swiss are just about as bad, the Austrians, too). An English designer once said: "Surely we're worried about culture, and we're worried about the effect on the nation's culture and the effect on people's lives, but we don't worry about this consciously when we actually get our pencil on the paper. We do our best against this background, and we get the problem solved. And it's up to the historians, in

a sense, to observe and chew it over. We can't afford to do it while we're working, it just gets in our way." My own feeling is, having taught here for quite some time, that even among twenty-year-olds you've got this terrible bow wave of assumed, "angenommene" Kultur. Ask somebody to define it, and they really do not know, but they know what "one should be thinking." An American really knows, I think, what should be done, although, says the European, he has no culture, no past, no history and all these kind of things. But he knows what is to be done. His projects, his products are, I think, very much more alive, very much more real, because they're not over-veneered with all this kind of cultural ballast.

Recently I have been to Moscow talking to architects, talking to designers, and they have been to Stuttgart talking to us about their work. The "GDR" has been over to do the same, and I fairly regularly get back to the USA. We all use the same felt pens, there is very similar-sized paper all over, we all use the same foam-core for making mockups, we are all very much the same size. We all make models in the same way, we all have the same concerns, they all dress in black, too, all these designer-identification things. They do the same with the same materials for the same kind of functions. If you walk around Moscow's streets and try to buy something, talk to people to get to know and understand them and their lives, you will find that there are very, very similar problems: plumbing, taxes, getting the coffee at the right temperature, getting spare parts for things... It rains there, too, and it is foggy, and you have problems with keeping warm, all these perfectly normal human things. And it is very interesting then, it is only as you get behind the scenes that you sense a thin veil of cultural attitudes preventing total understanding.

Getting back to German design vs. American design: I think that basically, American designers are operating as I feel they should be, as technologists, not as artists. You are not doing it for the good of your own soul, you are doing it for somebody else's good and to a whole lot of specifications, which may also not be yours. And you are doing it, like the lawyer, the architect, the dentist or the surgeon, because it is your business. You are doing it for money, you are selling a service. Very unashamedly, and you can talk about money, you can talk about clients. I looked around for statistics, I found all these statistics in a recent copy of "Design Perspectives" in May. I can tell you what the average billing is per year, how many percent of offices have how many square feet, 81 percent of them all have a computer now, etc. Design culture, marketing services, clients, it is all there. You do not find that kind of thing in Germany. But you find 60-Mark catalogs full of -isms. At a design conference two years ago in Stuttgart we had many non-German speakers, most of them from America. And they said, too: "I don't know how you ever get time to work. How do you ever get these beautiful products done that you get done? They're wonderful, but is that all you talk about in the meantime, all this philosophy and all this history and all this re-hashing? And all this worry about it - when do you do it?" That was two years ago, and I don't think the scene has really changed. Design here, probably like architecture, is not, I think a practical endeavor, it is a cultural endeavor, it is for the real deep good of your souls, and maybe it hurts, and maybe it has to hurt so you appreciate how much good it is doing... And I think that kind of stuff just wouldn't wash in the US. People wouldn't buy it, and it would be off the market, and the office wouldn't get another commission...

Getting back to Antje's pressured title here: "cultural" or "business". Yes, it is both. Jein. It is obviously a business. German designers, too, are working for money. And they are working for people who are selling the product that they design. But, rather like in Victorian England, and this is a strange mixture: money is like sex, we know it's there, but we don't talk about it. Germans don't talk about the business aspects of architecture or design. I think they have a tremendous inferiority complex which is why they like to hang on to this "culture" thing, you know, like hanging on in the tram, to the cultural strap to make them feel a little better, because they are not as well organized, and they are not as well defined, and a German does not feel happy without definitions. Yet the glorious thing about this design scene is, as you have seen, it is a little bit of everything. It is wonderful.

One of those terrible phrases that I hear here even in design: "Es ist halt so, man müsste das und das machen, es müsste 14er Radius sein..." They know it, it is this fear thing, this insecurity thing of indefinition. I don't find that in the US. I don't really find it in England. But again, this is a strange thing, we're all doing the same thing with the same markers on the same paper. It's alike as two peas in a pot on the one hand, but as different as chalk and cheese on the other hand.

We have looked a little of what design is. I haven't told you enough that you know how to do it; there's a little more to it than that. I hope it has been something new. As Fulbrighters you've been through this two-way shock - going out isn't too bad, coming back is the worst bit. - If you can get your mind around that, you can probably get your mind around this kind of a problem and use this insight to do some good designing. I think, too, that anybody who works out a good financing scheme could really term himself a financial designer. Don't try it in Germany, you get all sorts of flak from all sorts of directions... If you have a tax problem you go to a good tax advisor, he designs you a solution. If you have some interior pain in your torso or your mouth, you go to a surgeon or a dentist, and he looks at the problem and works out a solution, a pattern of treatment - it's a design problem. And maybe afterwards around the grill tonight we could talk with some non-designers about designing, it would do my soul a power of good after trying to talk design with designers who are a little schmalspurig. I would like to talk to non-designers, maybe just charge my batteries a little...

Questions from the audience:

Q: Would you recognize German design everywhere in the world? Just being German like a Porsche or trucks or something? Is that typically German?

A: Quadratisch, praktisch, gut... It's said no wonder German design becomes the so-called international style. It has no style of its own... There's more talk here about designing something timeless, something permanent, than I've heard anywhere else. Timeless, instead of doing something good for now, because fashion, of course, is a dirty word, too, for many German colleagues... Functional design has run itself right into

a dead end, not only because you can't get any more functional than German products already are, and the style doesn't go any further. But now everybody's got the products they really need, and they all work, and people are looking for something else, let's say for some kind of sensual renewal, for something they actually like. And if you want a little fun. Italy's always good for a little fun, France is always good for a little flair, and they've got these crazy colors... Where do you see the crazy colors when you come back to Germany? Beige, mausgrau on houses, on computers, on the whole lot. The Greeks can do it, the Danes can do it, the French can do it, why can't it be done here? People can go away to enjoy it, but they can't transplant it into their own work. And this way it becomes a cultural difficulty. It just takes another kind of mentality. It'll have to be worked over, which means that the German character will have to be worked over to change its ideas of how people want to live here...

Q: What is the reason why so many German products are sold to the US, even though they're designed in Germany?

A: They work. They don't fall to bits. They are foreign and exotic, of course, too. It's like having Italian furniture here. Porsche, Daimler, you've got a foreign car, and it's nicer than having a Japanese one, its kind of dirty to have a Japanese car. They have this exotic touch, but they do work; many US products nowadays really haven't worked reliably for a long time now.

Q: But how about shoes, clothing, pens or architectural triangles to draw with, why do they sell there? And German beer?

A: That works, too...

Q: Gray, in my opinion, is a lovely color, you have to look at it differently.

A: We'll get together over the grill tonight... I got the feeling we've both been here before getting into this kind of discussion about the gray and about the timelessness. Now I think that the kind of products that do sell... I have the feeling here that there is not enough room, as there should be, for a spectrum of products. You need, for some things, cheap throwaways because they're transient products. Not everything, I don't want to throw my car away every year, but some things I could afford (I'm not terribly happy) when they break. But my triangle and my instruments I bought 30 years ago, and they still work. That is the kind of product where cheapness and short-life, fastness and a jazzy color just isn't on. With tools, in general, cheapness is not on. You know you never sell a tool again, you get a good one, and you never sell it.

Q: After you gave to us a real bad feeling about our German character I would like to mention two examples of how Americans without all this cultural ballast designed some really impractical things: the flip-flop washing machines and the heating coil on the stoves where you burn your arm...

A: Obviously it's a little provocative, and you get carried away in comparing the one with the other. But there's bad things here, too. You go down to Hertie or Kaufhof and see some pretty cruddy stuff. That really is bad in quality, bad in taste, bad in fabrication, uneconomic. It's not all Braun design. And not all American design is like that, there are some great tools, some great practical clothing - has anybody ever worn a pair of jeans? Some very good things come out of there, trucks,...

Q: Why are you here in Germany?

A: When I first did come I had two scholarship choices, one was two years in Canada, and the other was one year in Germany. Two years in Canada would probably have been healthier in terms of fresh air and wilderness, but the year in Germany was more fascinating. At that time it was a hotbed of methodology, and of getting thoughts on the structure of the design process. People were meeting in Ulm, and the year in Ulm was fascinating at that time. The world has moved on 20 years since then, and I don't think that German design necessarily typifies the things that are now really going on at the sharp end of the design field... Some of them are going on in America, some of them are going on in the UK, some of them in terms of colors and styles are going on in Italy... German design, I think, is fraught with insecurity. And out of this insecurity there's a lot of soul-searching going on, a lot of looking out for other directions rather than acting one out. Acting your own way out has become a little foreign...

Q: We're all prisoners of some kind of culture wherever we belong. How about leaving German design as it is? Let it be German, that's it, and it is different from any other design...

A: I know some of the Daimler designers who say exactly that, who wish they could stop trying to design the "international car", and wish they could design like Jaguar, it's so British it couldn't come from anywhere else. The Corvette is so American, the 2CV is so French, and yet Daimler is, in a sense, so terribly German that it couldn't come from anywhere else. But it's international enough because it has to go on the international market. It's again this question of how international do you get. And really, the typical Germanness, it can't be Kuckuck-clocks... But maybe you can infuse a little more life, a little more color, a little more flippancy or humor into the use of a daily product without going head over heels. But again, how to get the subtleties right is a problem of the mentality.

Q: What do you think about people who like, for example, Colani?

A: Who? ... Next question... Let me try to be polite about it: I'd like to know what Colani does for his bread and butter, because some of the hair brained things that he puts out publicly, he can't live off that unless people pay him good money for it - which will be a shame. It's not a very nice word to use in many design circles. He does have one thing, though, he knows how to go public. But if you've ever tried using some of the stuff or integrating it with anything else or winning the international fours rowing in his boat or breaking the world's speed record for his piston-engined aircraft with one of his designs - forget it. They don't work that way. But he's a necessary kind of catalyst. But I really would like to know what he does, you know, which radios and which chairs and what not does he really earn his money with. It's not a way of doing design in any of the things he touches that really is viable. Not sensibly, practically, down to earth. Are they maintainable, are they economic? You just don't know, they're never in production.

German-American KONTAKT KLUB

Ein anderer Verein im Dienste der Völkerverständigung

Beim Lesen des Wortes "Kontakt Klub" werden bei manchem Leser Assoziationen zum Ball der einsamen Herzen oder zu einem Heiratsvermittlungsinstitut aufkommen. Zwar mag der Kontakt Klub im Einzelfall schon die eine oder andere Beziehung oder auch Ehe gestiftet haben, doch handelt es sich bei den insgesamt 58 Vereinen mit diesem klangvollen Namen in erster Linie um deutsch-amerikanische Freundschaftsclubs, die sich durch gemeinsame Freizeitgestaltung, Veranstaltungen und soziale Aktivitäten ihrer Mitglieder in den Dienst der Völkerverständigung stellen.

Mitglieder dieser Kontakt Klubs sind in der Regel amerikanische Armeeangehörige und ihre "dependents", die mehr über ihr Gastland erfahren wollen, sowie Deutsche, die auf die eine oder andere Art eine besondere Beziehung zu den USA haben.

Für mich als ehemaligen Fulbright-Stipendiaten, der eine traumhaft schöne Zeit in den USA verleben konnte, war die Begegnung in einem Frankfurter U-Bahnzug mit einem betrunkenen G.I., der seinen Frust über Deutschland, die abweisenden Deutschen und die weit entfernte Heimat lautstark und gewalttätig freien Lauf ließ, der ausschlaggebende Grund dafür, in einem Kontakt Klub aktiv zu werden. Wie sehr hatten sich doch meine amerikanischen Freunde im mittleren Westen um mich bemüht, damit ich mich dort wohl fühlen konnte? Wie sehr war ich andererseits geprägt von Vorurteilen über die hier stationierten amerikanischen Soldaten, ohne daß ich auch nur einen Gedanken über deren Lebensumstände bei uns in Deutschland aufkommen ließ? Und wie sehr mußte ich befürchten, daß die unzufriedenen "Amis" nach ihrer Rückkehr in die Staaten ihre negativen Eindrücke von Deutschland und den Deutschen an ihre Landsleute weitergeben?

Kurzum, ein Anruf bei der US Army in Frankfurt genügte, um - nachdem ich etwa zwanzigmal weiterverbunden worden war (bureaucracy is international) - von der Existenz eines Kontakt Klub zu erfahren. Schon nach kurzer Zeit im Kontakt Klub Frankfurt-Höchst hatte ich viele Freundschaften geknüpft und an zahlreichen Aktivitäten teilgenommen bzw. deren Organisation übernommen. Regelmäßige Stammtische (I hate this typical German expression), gemeinsame Theaterbesuche, Ausflüge nach Luxemburg, München, Paris, dem Black Forest, Holland, der Mosel, Heidelberg und Berlin, aber auch solch exotische events wie ein Fallschirmspringer-Lehrgang bei der Army, ein medieval dinner in einer deutschen Ritterburg, softball practice im Sommer oder ein country and western riverboat shuffle auf dem Main mit viel Budweiser beer, spare ribs und corn on the cob standen bislang u.a. auf dem Programm. Durch all diese Unternehmungen werden die bestehenden Freundschaften vertieft und insbesondere frustrierte und sich langweilende G.I.s aus den Kasernen und damit weg von der destruktiven Einsamkeit des Alkohols gelockt.

Die US Army unterstützt die Aktivitäten des Klubs sowohl finanziell als auch durch das kostenlose Zur-Verfügung-Stellen von Bussen, Benzin-Gutscheinen (where's the next Esso gas station?) und diversen Ausrüstungsgegenständen (z.B. Campingzelten), ohne daß damit - und das ist sehr wichtig für mich - eine direkte oder indirekte Einflußnahme auf den Klub versucht wird.

Der Kontakt Klub Frankfurt-Höchst zeichnet sich - wie andere local clubs auch - durch eine Vielzahl von sozialen Aktivitäten aus. Zu nennen sind hierbei u.a. die Teilnahme als Betreuer bei der alljährlich stattfindenden Behindertenolympiade (special olympics, auch "Hugger's Day" genannt), Besuche in Alten- und Waisenheimen zu Weihnachten sowie die finanzielle und ideelle Unterstützung lokaler karitativer Einrichtungen.

Im Juli 1988 organisierte der Kontakt Klub Frankfurt-Höchst für die Teilnehmer des 2. Fulbright Alumni PowWow ein echt amerikanisches Barbecue. Ziel dieser Gemeinschafts-veranstaltung war zum einen, die amerikaerfahrenen Fulbrighter zumindest kulinarisch in ihre Studienzeit in den Staaten zurückzuversetzen, zum anderen aber auch, eine Brücke zu schlagen zwischen diesen beiden Vereinen, die auf so unterschiedliche Art und Weise doch beide einem Ziel verschrieben sind: der deutsch-amerikanischen Freundschaft.

Die 58 Kontakt Klubs sind an allen Stationierungsorten der amerikanischen Streitkräfte in Süddeutschland, Berlin und Bremerhaven vertreten. Interessenten rufen am besten bei der Army am jeweiligen Standort an und verlangen den zuständigen Kontakt Coordinator oder wenden sich an die Kontakt-Zentrale in Heidelberg (Tel. 06221/578295).

Johannes Müller

Seit 1987 ist Johannes Müller im Vorstand des Kontakt Klub Frankfurt-Höchst. Am 26.11.1988 wurde ihm auf einem Banquet von Lieutenant General John W. Woodmansee Jr. eine "Scroll of Appreciation" verliehen, in der seine Verdienste um die deutsch-amerikanische Freundschaft besonders gewürdigt werden: "... awarded for his loyalty and constant support as a member and the secretary of the Kontakt Höchst German-American friendship club. His enthusiasm and motivation in wanting to see Kontakt Höchst grow and expand resulted in the club achieving its objectives. He personally spent long hours helping his fellow council members establish short and long range goals, which resulted in a solid activities program for the past year. Without his help the Kontakt program would undoubtedly not be as strong and active as it is today."

Kleinanzeigen

Au pair - non-smoker - needed in Frankfurt for family with two well-behaved young children (1 and 3 years old). Please send vita to: Fulbright Alumni, Souchaystr. 3, 6000 Frankfurt 70.

Attraktiver Segler in gesicherten Verhältnissen und bestem Alter sucht mangels Gelegenheit auf diesem Wege seine Herz-Dame. Jede Bildzuschrift wird beantwortet. Zuschriften unter Chiffre 3/007 an die Redaktion der Zeitung.

Zwischen zwei Welten

Babette Behagel berichtet über ihrenPraktikumsaufenthalt in Hong Kong

Wie man's bekommt...

Ich habe von November bis Dezember 1988 ein AIESEC-Praktikum in Hong Kong gemacht. AIESEC steht für Association Internationale des Etudiants en Sciences Economiques et Commerciales. Das heißt auf gut Deutsch "Internationale Vereinigung der Studenten der Wirtschaftswissenschaften". AIESEC hat es sich zum Ziel gesetzt, durch einen internationalen Praktikantenaustausch einen Beitrag zur Völkerverständigung zu leisten.

Dieser Praktikantenaustausch funktioniert folgendermaßen. Es gibt an einzelnen Unis bzw. FHs sogenannte AIESEC-Lokalkomitees (in Deutschland gibt es insgesamt 48). Diese werben bei den ortsansässigen Firmen um Stellen für ausländische Praktikanten. Jedes Lokalkomitee darf so vielen deutschen Studenten ein Praktikum im Ausland vermitteln, wie es selbst Stellen bei der lokalen Wirtschaft organisiert; es handelt sich also um einen paritätischen Tausch - wie man mit dem Fachausdruck so schön sagt. Als "auslandsinteressierter" Mensch muß man sich also immer beim Lokalkomitee an der jeweiligen Uni bewerben.

... und wie's dann tatsächlich da aussieht.

Anfang November bin ich also gen Hong Kong aufgebrochen: zu dem Stadtstaat mit 5,5 Millionen Einwohnern, der sich über 1046 qkm bzw. 235 - allerdings zum größten Teil unbewohnte - Inseln erstreckt. Schon allein die Bevölkerungsdichte läßt den Unterkiefer eines machen Touristen etwas tiefer rutschen: Ein Spaziergang durch Central während der Mittagszeit oder eine U-Bahn Fahrt während der Rush Hour sind ein Erlebnis für sich. Es ist schon etwas ungewohnt, auf der Straße einfach nicht so schnell laufen zu können, wie man möchte, weil so viele Menschen unterwegs sind. Oder eine U-Bahn zu verpassen, weil man nicht reingekommen ist. Ohne gewisse Grundfertigkeiten im Drängeln und Schubsen sowie ohne Ellenbogen kommt man nicht sehr weit. Daß der Raum knapp ist, merkt man auch an der Situation auf dem Wohnungsmarkt (jeder Volkswirt hätte seine wahre Freude daran, wie gut auf diesem Markt Angebot und Nachfrage über den Preis geregelt werden): Ich habe mir mit fünf anderen Praktikanten eine ca. 50 qm "große" Wohnung geteilt, die lächerliche 1800,- DM Miete kostete - die allmorgendliche Reihenfolgeplanung für das Badezimmer war noch das geringste Problem.

Hong Kong: Eine Welt voller Gegensätze

In Hong Kong leben zwei völlig verschiedene Welten auf engstem Raum zusammen und nebeneinander her - das macht Hong Kong faszinierend und abstoßend zugleich. Läuft man durch Central, so erinnert die Skyline eher an New York, die exklusiven Geschäfte eher an Paris oder Rom und die Kneipen sind typische "Westener Hangouts". Läuft man ein paar Blocks weiter, so hat man das Gefühl, mitten im tiefsten Asien zu sein: die kleinen Geschäfte, die "Ein-Mann-Fabrik", die Strassenrestaurants, die aus einem Mann und einem Kochtopf bestehen. Irgendwo gibt es dann auch Punkte, an denen die zwei völlig verschiedenen Welten aufeinandertreffen: z.B. bei den öffentlichen Verkehrmitteln. Diese sind dann entsprechend billig oder in zwei Klassen geteilt.

Das Vorhandensein dieser verschiedenen Welten erlaubt es dem Fremden, der von den Chinesen ob seiner Hautfarbe übrigens zärtlich "gwai-lo", d.h. Gespenst, genannt wird, den Anteil asiatischer Kultur, den man in seinem Leben haben möchte, bis zu einem gewissen Ausmaß selbst zu steuern. Was beispielsweise das Essen angeht, kann man sich problemlos von "the all time favorite" ernähren: Hamburger & Fritten ("Ey man, you can't beat that!") sind überall zu haben, und man riskiert nicht, von irgendeinem Lebewesen ein Körperteil zu essen, den man bei genauerem Hinsehen vielleicht nicht unbedingt zu sich nehmen würde - denn die Chinesen essen grundsätzlich alle Lebewesen und davon grundsätzlich alle Körperteile. Schlangen, Hühnerfüße oder Kuhmagen sind vielleicht nicht jedermanns Geschmack; ganz abgesehen davon, daß nicht jeder das Essen mit Stäbchen beherrscht.

"Copy" als Lebensphilosophie

Soviel zum Essen. Das eigentlich Interessante an Hong Kong sind Business und Shopping Ohne bei ersterem auf alle rechtlichen und sonstigen Rahmenbedingungen einzugehen, kann man grundsätzlich festellen: Um ein Geschäft in Hong Kong aufzumachen, reichen eine Idee, ein Telephon und eine Visitenkarte.

Bei Shopping denkt man an Hong Kong als "Shopper´s Paradise". Dies ist allerdings nur zum Teil richtig, denn das Zauberwort von Hong Kong ist "copy" (darin sind sie alle Weltmeister: von den legendären copy watches über sonstigen Markenklau bis hin zu kopierten Ideen - kurzum: es gibt nichts, was in Hong Kong nicht kopiert wird, denn copy ist hier eine Lebensphilosophie) - und so mancher vermeintliche "bargain" entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als schnöde Imitation. Aber Dabeisein ist bekanntlich alles, und allein aus diesem Grund sollte man die Insel nicht verlassen, ohne nicht wenigstens eine Kopie von irgendetwas im Gepäck zu haben. Gut handeln kann man ansonsten auch morgens, wenn man der erste Kunde im Laden ist. dann sind die Verkäufer in der Regel zu erstaunlichen preislichen Zugeständnissen bereit, da eine Regel des Aberglaubens besagt, daß der Tagesumsatz gut wird, wenn der erste Kunde am Tag etwas kauft.

1997

Natürlich kann man keine Schilderung über Hong Kong beenden, ohne nicht zumindest einmal das Wort "Neunzehnhundertsiebenundneunzig" erwähnt zu haben. Was dann passiert, weiß dort auch keiner so ganz genau: fragt man zehn verschiedene Menschen, so bekommt man zehn verschiedene Antworten: Prognosen sind schwierig, vor allem wenn sie die Zukunft betreffen.

So manch einer mag bei diesen Schilderungen solche über meine Tätigkeit an sich vermißt haben. Ich habe sie weggelassen, weil ich denke, daß diese bei einem Auslandsaufenthalt nicht das Wichtigste sind. Das Kennenlernen von Land und Leuten, und damit von anderen Kulturen, sind für mich die wichtigsten Erfahrungen - und diese sind natürlich schwieriger schriftlich zu vermitteln als reine "facts" - aber vielleicht ist ja doch der eine oder andere neugierig geworden.

Persönliches

Stefan Wrobel, bisher an der Technischen Universität Berlin, folgte einem Ruf der Universität Bonn und befindet sich mittlerweile am Rhein.

Werner Schmidt hat im Sinne der Völkerverständigung die Amerikanerin Robin Seligman geheiratet.

Elke Gudehus heiratete im Februar 1989 Charles Adu-Appeagyei aus Ghana.

Bei Walter und Martina Henle gab es wieder Nachwuchs: Clarissa Maria Elisabeth wurde am 18.1.89 geboren.

Die Tochter von Antje Hildebrandt und Robert Kögel ist vielen - so mehr oder weniger - aus Aachen bekannt; am 2.12.1988 kam Isabel zur Welt.

Johannes Müller hat - endlich - seinen "Diplom-Volkswirt" gemacht und arbeitet seit Jahresbeginn als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kapitalmarktforschung, Frankfurt.

Volker Sach hat sich verändert: von der Universität Göttingen zur Frankfurter Allgemeinen Zeitung als Länderanalyst.

Wie vielen schon bekannt, hat Dr. Jürgen Mulert die Fulbright-Kommission verlassen. Seit Februar 1988 arbeitet er für den deutschen Verein für höhere Erwachsenenbildung der City University Washington e.V. in Frankfurt.

Babette Behagel, die sich letztes Jahr durch die hervorragende Organisation der Mannheimer BWL-Fachtagung ausgezeichnet hat, ist - über einen Abstecher nach Hong Kong inzwischen bei Fresenius in Oberursel bei Frankfurt gelandet.

Thomas Dickmann ist von Phoenix/Arizona direkt nach Frankfurt zu Hochtief gegangen und möchte endlich ordentliches Mitglied werden.

Notker Schweikhardt studiert seit Oktober 1988 in der Meisterklasse für Bühnenbild an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien; daüber hinaus arbeitete er als Bühnenbildassistent in Stuttgart und Frankfurt.

Detlev Wolter hat seine Ausbildung als Attaché abgeschlossen und arbeitet jetzt an der deutschen Botschaft in Moskau.

Ulrike Plewnia hat die BZ in Berlin verlassen und arbeitet seit April für den Springer-Auslandsdienst in New York.

In Vorbereitung des diesjährigen Pow Wows haben sich einige Mitglieder allerlei Geschlechts zusammengerottet, um in Frankfurts mondäner Westend-Tanzschule gesellschaftsfähig zu werden.

Impressum

© 1989 by Fulbright Alumni e.V.
Souchaystraße 3
D-6000 Frankfurt am Main
West Germany
Phone 069-62 02 21

Redaktion

Sabine Dietrich
Antje Hildebrandt
Johannes Müller
Jürgen Mulert
Stephan Siemer
Bernd Wagner

Mitarbeit

Thilo Brill
Thomas Dickmann
Stephan Fechtel
Sigrid Herr
Felix Philipp Lutz

Bankverbindung

Fulbright Alumni e.V.
Konto 5478 85-600
PGiroA Frankfurt
BLZ 500 100 60

Formular bitte ausschneiden oder kopieren!

Fulbright Alumni e.V., Souchaystr. 3, D-6000 Frankfurt / Main 70

Ich möchte Mitglied werden!

Mein Name:

Straße / Postfach:

Postleitzahl, Ort:

Telefon:

Geburtsdatum:

USA: Uni:

Studienfach:

Abschluß (M.S., MBA, ...):

Meine USA-Zeit:

Förderung (Fulbright, DAAD, ...):

Bundesrepublik: Uni:

Studienfach:

Tätigkeit zur Zeit (Student, Beruf, ...):

Ideen, Interessen, Wünsche für den Verein, sonstige Bemerkungen:

Erster Jahresbeitrag (Minimum DM 30.-) liegt bei / überwiesen an:

Fulbright Alumni e.V., Kto 5478 85-600, PGiroA Frankfurt, BLZ 500 100 60.

Datum _____ Unterschrift _____

Diese Angaben werden im Fulbright-Alumni-Computer gespeichert und nirgendwo sonst. Wir geben keinerlei Daten nach außen weiter.

FRANKly 3